

N 9853 F

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

## ZEICHEN DER ZEIT

Die prophetische Stimme der Kirche

Günther M. Boll

Mutter der Glaubenden

Das marianische Jahr als Herausforderung

Helmut Müller

Freiheit und Bindung

Anregungen Adolf Portmanns (II)

Gerhard Bauer

Das Fokolar: Ein Weg für die Kirche

Pater Joseph Kentenich

Liebesbündnis als Grundidee  
des Christentums

## SCHÖNSTATT SPIRITUELL

„Ewig denkt er an seinen Bund“ (Ps 105, 8)

## BUCHBESPRECHUNGEN

21. Jahrgang

Heft 2

Mai 1987

# Inhalt

## ZEICHEN DER ZEIT

Die prophetische Stimme der Kirche 49

Günther M. Boll

### Mutter der Glaubenden

Das marianische Jahr als Herausforderung 51

Helmut Müller

### Freiheit und Bindung im Welt- und Gottesbezug

Anregungen aus Texten Adolf Portmanns (II) 60

Gerhard Bauer

### Das Fokolar: Ein Weg für die Kirche in unserer Zeit

71

Pater Joseph Kentenich

Liebesbündnis als Grundidee des Christentums 82

## SCHÖNSTATT SPIRITUELL

„Ewig denkt er an seinen Bund“ (Ps 105, 8) 89

## BUCHBESPRECHUNGEN

91

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung  
ISSN 0341-3322

Verleger: Schönstätter Säkularpriester e. V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 11 62, D-5414 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich),  
Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift

der Redaktion: Patris Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 11 62, D-5414 Vallendar

Herstellung: Druck- und Verlagshaus Bitter GmbH & Co, 4350 Recklinghausen,  
Wilhelm-Bitter-Platz 1

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen  
an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur  
kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 21,40 + DM 1,20 Porto,  
Ausland DM 21,40 zzgl. DM 2,80 Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,50 + Porto.

## ZEICHEN DER ZEIT

DIE PROPHETISCHE STIMME DER KIRCHE. Alle sprechen von Aids – eine ohnehin von Umweltkatastrophen und atomaren Ängsten im Innern aufgeschreckte Wohlstandsgesellschaft wird überfallen von einem ebenso unheimlichen wie unerwarteten Gegner. In der Vielfalt der dadurch aufgeworfenen und diskutierten Fragen ist es gut, kühl und sachlich zu unterscheiden, damit der „neue Mythos“ uns nicht übermächtig. Gerd-Klaus Kaltenbrunner hat bereits darauf hingewiesen, daß Aids sozusagen in die Reihe der „mythologischen Krankheiten“ einrückt, wie es sie fast in jedem Zeitalter gegeben hat: Pest, Lepra, Tuberkulose, Krebs. Die Medizin, zugehörige Wissenschaften und Wirtschaftszweige müssen die Krankheit erforschen und Heilmittel zu finden trachten. Staatliche Behörden sind aufgerufen, Wege zur Verhütung und Eindämmung zu suchen. Uns hier beschäftigt eine Besinnung, die auf einer tieferen Ebene ansetzt. Sie hat zwei Aspekte.

Einmal geht es um die Rolle der Kirche(n) im Zusammenspiel mit den staatlichen und gesetzgebenden Autoritäten in unserer pluralistischen Gesellschaft. In der Bundesrepublik läuft eine engagierte Diskussion, in der nicht nur eine legitime Meinungsvielfalt zum Ausdruck kommt, sondern auch unterschiedliche Auffassungen über das Zueinander von Kirche(n) und Regierung (bzw. den sie tragenden Parteien). Die bisherigen Maßnahmen des Bonner Gesundheitsministeriums mit Aufklärungskampagnen u. ä. stoßen zum Teil auf herbe Kritik, gerade auch in christlich und kirchlich engagierten Kreisen. Auch die Bischöfe haben sich zu Wort gemeldet.

Eine etwas grundsätzlicher angelegte Überlegung wird dabei auf einen sachlichen Befund stoßen (der schon im Zusammenhang mit der Liberalisierung der Ehegesetzgebung und speziell des § 218 deutlich zu Tage getreten war): der Grundkonsens über fundamentale ethische Werte in unserer Gesellschaft, der noch die Väter des Grundgesetzes getragen hatte, ist offensichtlich zerbrochen. Damit in Zusammenhang steht die weitere Tatsache, daß auch christlich firmierende Parteien in diesen umstrittenen Bereichen nicht mehr die Kraft haben, mehrheitsfähige Beschlüsse in den politischen Gremien durchzusetzen. Von daher ergibt sich die gewichtige Frage: was kann und soll die Rolle der Kirche(n) in einer solchen pluralistischen Gesellschaft sein? Wie kann und muß sie agieren, um ihre Stimme nicht nur unüberhörbar ins Konzert der verschiedenen Meinungen und Standpunkte einzubringen, sondern ihren fundamentalen ethischen Anliegen in der Öffentlichkeit Respekt und soweit wie eben möglich auch Akzeptanz zu verschaffen? Ganz offensichtlich ist der Einfluß der Kirche bzw. der christlichen Glaubensüberzeugungen in den Parteien soweit zurückgegangen, daß der frühere Weg moralischer Einflußnahme auf diese Parteien nicht mehr so ohne weiteres gangbar ist. Welcher andere Weg steht der Kirche dann aber noch offen, um ihre zentralen Anliegen

öffentlichkeitswirksam zu vertreten? Die Herausforderung von seiten der pluralistischen Gesellschaft wird in ihrer Radikalität immer deutlicher. Kein Wunder, daß mancher erschreckt nicht nur letzte Ziele, sondern auch frühere Wege anmahnt.

Mit wachsender Deutlichkeit zeichnet sich nur ein Weg ab: Die Kirche muß mit aller ihr zur Verfügung stehenden Glaubwürdigkeit ihre prophetische Stimme erheben, um inmitten der Vielfalt von Meinungen und Praktiken das Gewicht ihrer letztlich im Transzendenten gründenden Auffassung von echtem Menschsein zur Geltung zu bringen. Jenseits von Tagespolitik und Tagespolemik muß sie beharrlich und geschickt darauf hinarbeiten, deutlich zu machen, daß es ihr in letzter Instanz um ein humanes Anliegen geht, daß sie legitime Überlebensanliegen im individuellen wie im gesellschaftlichen Bereich vertritt. Sie muß auf lange Sicht zu erreichen versuchen, daß Menschen aller weltanschaulichen Auffassungen einsehen, daß humane Werte am besten im Raum des christlichen Glaubens gewahrt werden. Carl Friedrich von Weizsäcker hat in diesem Sinn einmal gesagt: „Eines möchte ich den Theologen sagen: Sie bewahren die einzige Wahrheit, die tiefer reicht als die Wissenschaft, auf der das Atomzeitalter beruht. Sie bewahren ein Wissen vom Wesen des Menschen, das tiefer reicht als die Rationalität der Neuzeit. Der Augenblick kommt unweigerlich, in dem man, wenn das Planen scheitert, nach dieser Wahrheit fragt und fragen wird.“ Die Person des Papstes steht in ihrem ganzen Engagement weltweit für ein solches prophetisches Eintreten.

Das führt zu einer zweiten Einsicht, die in diesem Zusammenhang schlechthin zentral ist. Die Glaubwürdigkeit der prophetischen Stimme der Kirche hinsichtlich einer Rückbesinnung auf den Sinn menschlicher Sexualität und der Bekehrung zu entsprechendem Sexualverhalten hängt wesentlich davon ab, ob die Christen aus der Konsequenz gläubiger Christusbefolger vorleben, wie menschenwürdig gelebte Sexualität aussieht. Das aber ist nichts anderes als eine Rückbesinnung auf die Unverzichtbarkeit von Askese für ein echt menschliches Leben. Mögen die staatlichen Stellen durch rückhaltlose Aufklärung (bis hinein in die Schulen) dem rasant um sich greifenden Übel zu wehren suchen – es gilt auf jeden Fall, was der Bischof von Trier ebenso knapp wie einleuchtend formuliert hat: Mit mechanischen Mitteln wird man ein solches Problem nicht lösen können. Nur: eine Sache ist es, diese Einsicht mit Mut und Konsequenz in der Öffentlichkeit zu vertreten, eine andere, breite Schichten unserer Gesellschaft zu einem Umdenken und einer neuen Lebenspraxis zu bewegen. Hier liegt die Chance asketischer Minderheiten. Gerd-Klaus Kaltenbrunner hat dazu gesagt: „Asketische Minoritäten haben die Geschichte weit mehr bewegt als die sogenannten Massen. Diesem Gesetz unterstehen auch die Demokratien.“ *GMB*

Günther M. Boll

## Mutter der Glaubenden

### Das marianische Jahr als Herausforderung

Der Papst hat ein marianisches Jahr für die Kirche ausgerufen. Das bewegende Motiv ist die drängende Sorge und der umfassende Horizont seines Pontifikates – die Kirche Jesu Christi an der Schwelle zum dritten Jahrtausend in einem heilsgeschichtlichen Advent zu einer gereinigten und vertieften Form des Glaubens zu führen: „Die ganze Kirche wird durch dieses marianische Jahr dazu aufgerufen, sich nicht nur an all das zu erinnern, was in ihrer Vergangenheit das besondere mütterliche Mitwirken der Gottesmutter am Heilswerk Christi, des Herrn, bezeugt, sondern auch ihrerseits für die Zukunft die Wege für dieses Zusammenwirken zu bereiten: denn das Ende des zweiten christlichen Jahrtausends eröffnet zugleich einen neuen Blick auf die Zukunft“ (Redemptoris Mater 50). Das will auch das Thema des marianischen und mariologischen Weltkongresses aufgreifen, der in diesem Jahr in Kevelaer stattfindet: Maria, Mutter der Glaubenden. Man wird nicht sagen können, daß die marianische Akzentuierung unseres Glaubens- und Frömmigkeitslebens in unseren Landen auf große Begeisterung stößt. Deshalb soll dieser Aufsatz das marianische Jahr als fruchtbare Herausforderung an unsere Pastoral und unser katholisches Glaubensleben zu zeichnen versuchen.

### *Glaubekönnen als Urvertrauen*

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist dabei das Problem des Glaubekönnens. Unter dem Aspekt der bedrängenden Problematik der Weitergabe des Glaubens am Ende einer jahrhundertelangen Periode der Volkskirche in den meisten Ländern Europas und den von Europa stark beeinflussten Ländern Amerikas ist es in den letzten Jahren immer deutlicher in den Vordergrund getreten. In vergangenen Zeiten stellte sich das persönliche Glaubekönnen unter den psychologischen Bedingungen der intakten Glaubensgemeinschaft der Kirche (das gilt für den Katholizismus ebenso wie für den Protestantismus und die Orthodoxie) leichter ein und ließ sich innerhalb dieser Glaubensgemeinschaft auch leichter bewahren als in unserer Zeit. Offenbar haben die psychosozialen Gegebenheiten unserer geistigen Umwelt das personale Glaubekönnen ganz wesentlich erschwert. Deshalb fragt man seit langem: Wie kommt es überhaupt zum Glaubekönnen?

Es wurde sehr deutlich, daß „Glauben“ eine ganzheitliche personale Entscheidung für Gott meint. Gegen die jahrhundertelange Überbetonung oder doch einseitige Herausstellung des rationalen Elementes im Glaubensakt (als „Für-wahr-Halten geoffenbarter Wahrheiten“) ist man wieder zur

ursprünglichen Vollgestalt des biblischen Glaubens durchgestoßen, der gleichzeitig gläubiges Hoffen und Lieben ist und letztlich die vertrauende, liebende Hingabe der Person an den lebendigen Gott als personales Du meint. In der rationalistisch-skeptischen Atmosphäre unserer naturwissenschaftlich geprägten Umwelt wird auch neu und stark der Wagnischarakter allen menschlichen Glaubens erfahren, der seine Sicherheit nie aus Einsicht und Durchschau, sondern letztlich nur im Sprung des Vertrauens auf Gott gewinnt. Alle scheinbaren „Beweise“ (auch die „Gottesbeweise“) sind nie schlüssig. Es geht – wie etwa H. Küng zeigt – um ein Urvertrauen: „Das Ja zu Gott bedeutet ein letztlich begründetes Grundvertrauen zur Wirklichkeit“, „Gottesglaube ist das radikale Grundvertrauen“ (in: „Existiert Gott?“, München 1978, S. 628).

Die Frage, die sich aus solchen Überlegungen ergibt, heißt einfach: *Wie, unter welchen Bedingungen kann das Urvertrauen eines personalen Glaubenskönnens am besten entstehen und wachsen?*

Es gibt eine breite Literatur theologisch-wissenschaftlichen Charakters über diese zentrale und heute brennende Frage. Hier soll ein Einstieg gewählt werden, der vom *Erfahrungszeugnis geistlicher Bewegungen und Gemeinschaften* ausgeht. Theologie ist von ihren Ursprüngen her ja immer auch gläubige Deutung authentischen religiösen Lebens in der Kirche (sie hat es zu ihrem eigenen Schaden lange genug vernachlässigt). Dieses Erfahrungszeugnis geistlicher Gemeinschaften – zu denen sich auch Schönstatt zählen darf – sagt nun zu unserer Frage: *ein wirksamer Weg zu ganzheitlicher Glaubensentscheidung und vertrauend-liebender Christusbefolgung ist eine gesunde und kraftvolle Marienverehrung.*

Das trifft in der nachkonziliaren Kirche auf eine gewisse Skepsis. Für viele ist gerade für das Bestehen der stahlharten Herausforderung unserer rational-skeptischen Postmoderne Marienverehrung eher eine Flucht in emotional wärmere Nischen, in denen sich das Schicksal und die Zukunft der Kirche Jesu Christi jedenfalls nicht entscheiden. Ein so gläubiger und zeitsensibler Theologe wie Karl Rahner zum Beispiel hat für Marienverehrung in seinem „Grundkurs des Glaubens“ keinen Platz. Seine Argumentation lautet: „In Ländern und in einem geistigen Klima, in denen die letzten Fragen auf Leben und Tod über Gott und seinen Christus, über Sinn und Ziel des Daseins unmittelbarer Gegenstand des Kampfes nicht nur im Raum der Theologie, sondern auch in dem des geschichtlichen, politischen und kulturellen Lebens sind, verbietet es einfach die geschichtliche Situation und das endliche Vermögen des Menschen zur Realisierung geistiger Wirklichkeiten, der Mariologie und der marianischen Frömmigkeit denselben Platz in der Theologie und im Leben einzuräumen, wie er in einem geistigen Klima möglich ist, das nicht oder noch nicht in demselben Grad diese allerletzten Fragen dem Menschen und dem Theologen nahebringt“ („Zur konziliaren Mariologie“, in: Stimmen

der Zeit 1964, S. 87–101, hier 91). In der eisigen Luft unserer technischen Massengesellschaft muß sich der Glaube auf das „unbedingt Wesentliche“ zurückziehen. Rahner selbst hat dabei an den Aussagen der katholischen Mariologie festgehalten und in einem seiner letzten Aufsätze ausdrücklich eine „Ermutigung zur Marienverehrung“ ausgesprochen. Andere haben den Zug zum „Wesentlichen“ im Glauben viel einseitiger vollzogen, so daß oft nur eine kümmerliche Form der kirchlichen Marienlehre und Marienverehrung übriggeblieben ist.

Pater Kentenich hat von Anfang an eine andere Schau und Praxis der inneren Zusammenhänge unserer Glaubenswelt gehabt. Seine Ausgangsfrage angesichts der Problematik des Glaubenskönnens in unserer geistigen Umwelt ist identisch mit der Karl Rahners: Wie kann in diesem Klima der Baum eines vitalen Glaubens an Gott und seinen Christus sich halten und gedeihen? Schon 1934 sagte er: „Wenn draußen der Sturm die Bäume rüttelt und schüttelt, dann gebraucht der Baum die letzten Kräfte zur Verwurzelung der Pfahlwurzel. Das gilt auch, wenn wir an unser religiöses Gebäude, an unsere religiösen Triebkräfte denken. Die heutige Sturmzeit verlangt, daß die Triebkräfte – die Pfahlwurzel – gestärkt werden“ („Marianische Erziehung“, Vallendar 1971, S. 109 f.). Und 1955 schrieb er: „Es wurde mir klarer und klarer, daß nur die Seele, die sich bemüht, bis in die letzten Tiefen mit Gott tiefinnerlich verknüpft zu sein, fähig ist, dem Sturmesgewitter der heranziehenden wurzel- und bindingslosen oder bindingsflüchtigen Zeit Widerstand zu leisten und standfest und wurzelecht und wurzelstark zu bleiben.“ Aber ausgehend von dieser Grundfrage argumentiert er nun gerade umgekehrt wie Rahner: In einer solchen Situation geht es nicht um eine inhaltliche Reduzierung auf das „Wesentliche“ im Christentum, sondern um das Aufspüren der „Triebkräfte des Glaubens“, um das Entdecken der Überlebens- und Wachstumsbedingungen echten und vitalen Glaubens. Im Sinne der Parabel Jesu sucht er den „guten Boden“, in dem das Samenkorn des gläubig aufgenommenen Gotteswortes unter unseren klimatischen Bedingungen wachsen und Frucht bringen kann. Und hier gibt Pater Kentenich sein Zeugnis gelebten Lebens: Vitale Gläubigkeit gedeiht am besten in der Nähe Mariens. Der scheinbare Seitenweg oder Umweg der Bindung an Maria ist nicht Flucht, sondern bildet gerade den tragfähigsten Wurzelboden für kraftvollen Christus- und Gottesglauben.

Seine pastoralpsychologische Deutung dieses Erfahrungsbefundes läßt sich gedrängt etwa so zusammenfassen: Bei allen großen Glaubenden hatte der Glaube nicht in den rationalen Schichten der Seele allein – im intellektuellen Wissen und im willentlichen Streben – seinen Sitz und Halt, sondern er hat die emotionalen Tiefenschichten der Seele erreicht und dort seine widerstandsfähigsten Wurzeln und seine tiefsten Antriebe gefunden. Hier liegt die eigentliche pastorale Herausforderung: Wege zu suchen, auf denen durch menschliches Mittun die Glaubensgnade den ganzen Menschen ergreifen kann – vom

Ringen um Einsicht in das Mysterium Gottes und seiner übernatürlichen Welt bis zum willensmäßigen Bejahen der Nachfolge Jesu mit ihren Forderungen an unseren Lebensstil und zum Verwurzel- und Verankertsein solchen Glaubens in den Tiefenschichten des Herzens. Das Erfahrungszeugnis geistlicher Bewegungen – das sich im übrigen deckt mit Erfahrungen der Frömmigkeitsgeschichte vieler Schulen durch Jahrhunderte – besagt nun, daß eine gesunde Marienverehrung offenbar eine solche integrierende Kraft besitzt, die dem Menschen eine gewisse Glaubensgeneigtheit und Glaubenswärme schenkt.

Pastoralpsychologische Reflexion – die immer erst nachträgliche Deutung gelebten Lebens sein kann – stellt dabei eine doppelte Gesetzmäßigkeit fest. Einmal greift Marienverehrung tief in die Region noch vor-religiöser, aber den Menschen oft schicksalhaft prägender Erfahrungen. Pater Kentenich hat sie im Hinblick auf die Ermöglichung des Glaubenskönnens „praebula fidei irrationabilia“ genannt, Vor-erlebnisse, an denen die Glaubensgnade anknüpfen kann, von denen aber weitgehend die emotionale Verwurzelung und Vitalität des Glaubens abhängt. (Newman hat in seiner Glaubentheologie ganz ähnliche Auffassungen vertreten.) Sinn für Ehrfurcht und Reinheit, demütiges Anerkennen der eigenen Begrenztheit und die Überzeugungskraft vorgelebten Lebens gehören hierher. Vor allem greift das Muttererlebnis normalerweise tief und prägend in das unterbewußte Seelenleben ein. Marienverehrung findet darin einen Anknüpfungspunkt, den sie weiter- und höherführen kann in die übernatürliche Welt, in der Maria ja ganz und gar lebt und wirkt.

Die Reflexion über die Wirkweise des Marianischen zeigt darüber hinaus, daß Marienverehrung eine Fähigkeit besitzt, dem Menschen tiefgreifende religiöse Erlebnisse zu vermitteln. Es ist aber gerade das religiöse Erlebnis, das die integrierende Kraft hat, die dem ganzheitlichen, alle Schichten des Menschen umgreifenden und durchdringenden Glauben eignet. Gegenüber dem heute weithin vorherrschenden Rationalismus auch im theologischen und religiös-kirchlichen Leben und ebenso gegenüber der sich fast notwendig einstellenden Pendelbewegung einer seichten Gefühlsfrömmigkeit scheint gesunde Marienverehrung die fast einmalige Fähigkeit zu haben, an natürliche Vorerlebnisse des Glaubens anzuknüpfen und sie mit zentralen religiösen Erlebnissen zu verbinden. Deshalb schenkt sie dem Menschen ein aus den Tiefen kommendes Geöffnetsein für Gott und alles Göttliche, eine grundsätzliche Geneigtheit und Willigkeit, Gott zu suchen und zu finden in den Ereignissen des Lebens. Das ist doch oft unsere Glaubensnot: daß bei allem guten Willen uns die übernatürliche Welt und Wirklichkeit Gottes und seiner Gnade wie entschwindet, unfasßbar, ungreifbar wird. Demgegenüber ist warme Gläubigkeit, wie sie sozusagen atmosphärisch ausstrahlt in der Nähe Mariens, in der gläubigen und liebenden Bindung an sie, so etwas wie ein übernatürlicher Wirklichkeitssinn oder Spürsinn. Er wirkt sich dann aus als

eine gewisse Glaubenswärme und Glaubensfreudigkeit, die alle rationale Kühle und sachliche Distanziertheit hinter sich läßt, wie sie oft genug unser angestregtes „Glauben“ charakterisieren. Solche Menschen, denen dieses Glaubekönnen im Strahlungsbereich Mariens geschenkt wird, haben oft eine eigenartige Instinktsicherheit im gläubigen Spüren, wo Gott unter uns gegenwärtig und wirksam ist – ob in der Feier der Liturgie, im Lesen oder Hören des Gotteswortes der Heiligen Schrift oder in der Wirksamkeit der sakramentalen Gnade, aber auch in wirklich Gott gehörigen Menschen oder an heiligen Orten. Diese Instinktsicherheit gibt ihnen ein Unterscheidungsvermögen, das religiösen „Betrieb“, bloße Rhetorik oder intellektuelle Brillanz bald durchschaut als das, was sie sind: Fassade, hinter der nicht Gott sich verbirgt, sondern oft genug menschlicher Stolz. Letztlich ist diese in die Tiefen der Seele reichende Gläubigkeit geistgeschenkter Sinn für das Mysterium in demütiger Ehrfurcht.

Natürlich stellt sich ein solcher Hochgrad personaler Gläubigkeit nicht wie von selbst und auch nicht über Nacht ein. Glaubekönnen ist ein Wachstumsvorgang, der seine Zeit braucht und immer neue Hemmnisse zu überwinden hat. Aber es ist wichtig, überhaupt die Tatsache der aufgezeigten Zusammenhänge wahrzunehmen und die Richtung zu sehen, in die sich das Glaubenswachstum unter dem Antrieb der Marienverehrung vollzieht. So wird auch verständlich, daß die weitverbreitete Furcht unbegründet ist, die Verehrung Mariens könnte von Christus wegziehen. „Maria ist nur triebkräftiges Mittel, um Christusleben zu vermitteln, um zu Christus zu führen“, sagt Pater Kentenich. Er hat für diesen Vorgang gern einen Ausdruck Pius' X. zitiert, der in seiner Jubiläumsenzyklika zum 50. Jahrestag der Verkündigung des Immaculata-Dogmas geschrieben hat, die Marienverehrung schenke uns eine „vitalis Christi cognitio“, eine vitale, lebensmäßig tief verwurzelte Christusverehrung.

### *Maria – die große Glaubende*

Auf die naheliegende Frage, woher katholische Marienverehrung denn diese Kraft hat, gibt es letztlich nur eine befriedigende Antwort: weil Maria uns vermittelt, was sie selbst in ihrer Person gewesen ist und gelebt hat. Exegese und Theologie haben in unserer Zeit stärker zurückgefunden zu der urbiblischen Schau der Mariengestalt, wie sie die frühen Kirchenväter erstmalig dargestellt haben: Maria als Jungfrau des Glaubens. Sie hat wie keine andere Gestalt des Neuen Testaments die Grundhaltung des gläubigen Jüngers in der Nachfolge Jesu verkörpert. Vor allem der Bericht des Lukas über die Verkündigung zeichnet den ganz Gott geöffneten, sein Wort demütig empfangenden, sein unergründliches Mysterium ehrfürchtig umschweigenden und ihm und seinem Werk opferbereit dienenden Menschen. Heinz Schürmann schreibt in

seinem Lukaskommentar zur Verkündigungsszene: „Mit Maria – der ‚Mutter des Glaubens‘ – begann der Glaube auf Erden. Weil sie ‚Mutter des Glaubens‘ ist, wurde sie leiblich die Messiasmutter. Hier ist die Mutterschaft Mariens sehr vertieft verstanden; sie war nicht nur eine leibliche, sondern zuvorkommend eine geistliche . . . Jesu Mutterschaft hatte tiefe Voraussetzungen in ihrem personalen Leben, war eingebettet in verfügbare Hingabe und im Glauben.“ Im Magnificat, dem gläubig-ergriffenen Danklied der von Gott Begnadeten, wird der Bogen geschlagen vom Beginn des Bundeshandels Gottes an Abraham mit seinen großen Verheißungen für sein Bundesvolk zum eschatologischen Höhepunkt der Erfüllung im anhebenden Neuen Bund. Maria spricht hier als die „kleine Magd“, die Gott sich erwählt hat, und gleichzeitig als Verkörperung der reinsten Stimme ihres Volkes, als eine der „Armen“, in der die demütig erwartende Offenheit für Gott nun umschlägt in den Jubel der Erfüllung durch ihn. Diese theologische Eigenart werden wir in der Zeichnung des Marienbildes im Neuen Testament immer wieder finden: daß Maria als Person und in Ereignissen ihrer persönlichen Geschichte beschrieben wird, aber so, daß dabei gleichzeitig ihre heilsgeschichtliche Stellung im Gottesvolk aufscheint. So ist auch der Lobpreis der Elisabeth zu verstehen: „Selig bist Du, weil Du geglaubt hast.“

Die übrigen Szenen der neutestamentlichen Schriftsteller zeichnen weitere Einzelzüge in dieses Grundbild – von ihrer Fürbitte in Kana, bei der sich ihr Glaube an die Macht Jesu als schöpferische Kraft erweist, bis zu ihrem gläubig-heroischen Stehen unter dem Kreuz und ihrem gläubig-vertrauenden Beten im Herzen der jungen Kirche um das pfingstliche Kommen des verheißenen Geistes. So ist sie „Hörerin des Wortes“ und „erste Jüngerin“.

Gläubige Zusammenschau des gesamten Heilsgeheimnisses, wie es die schriftnahe Theologie der Kirchenväter noch kannte, sah dann bald die Gestalt Mariens in ihrer typologischen Aussagekraft. So, wenn sie mit Eva verglichen wird: „Was die Jungfrau Eva durch den Unglauben gebunden hatte, das hat die Jungfrau Maria durch den Glauben gelöst – den Knoten des Ungehorsams“ (Irenäus). So, wenn die große Glaubende des Neuen Bundes in Beziehung gesetzt wurde zu Abraham, dem großen Glaubenden des Alten Bundes, dem „Vater des Glaubens“, wie Paulus ihn nennt. „Wie Abraham durch seinen Glauben zum ‚Stammvater des Alten Bundes‘ geworden ist, so müssen wir wohl sagen, ist Maria durch ihren Glauben ‚Mutter des Neuen Bundes‘ geworden . . . Das Glaubens-Ja des unbedingten Gehorsams in Abraham hat den Alten Bund ermöglicht, der die Nachkommen Israels alle unter dem einen Gesetze Gottes zu dem einen ‚Volke Gottes‘ zusammenfaßt. Das Glaubens-Ja der rückhaltlos sich selbst Gott überlassenden Liebe Mariens hat den Neuen Bund ermöglicht, in dem das ‚neue Volk Gottes‘ eines ist . . . ‚in Christus Jesus‘“ (Johann Auer, *Der Glaube Mariens*, Leutesdorf 1966, S. 24).

Umfassend und ganzheitlich wird diese Deutung schließlich, wenn Maria nicht nur als Vorbild des einzelnen Gläubigen, sondern schlechthin als Urbild der Kirche gesehen wird. In ihrer Glaubenshaltung war keim- und wurzelhaft die innerste Haltung der Kirche ihrem Bräutigam Christus gegenüber lebendig. „Es ist vor allem der Brautbund zwischen Gott und Menschen, in dem Maria bei den Vätern als Typus der Kirche, jener heilsgeschichtlichen Gottesbraut, erscheint . . . In Maria als ihrer Repräsentantin (gibt) die Kirche ihr bräutliches Jawort zum Bund“ (Otto Semmelroth, Urbild der Kirche, Würzburg 1950, S. 33). Es wäre den Kirchenvätern nie in den Sinn gekommen, Maria aus diesem kirchlich-bräutlichen Gegenüber zu Christus herauszulösen und sie zur „Priesterin“ zu machen. Im umfassenden Heilsgeheimnis des Bundes vertritt Christus repräsentativ die Rolle des Bräutigams, der werbend auf die Braut zukommt und in ihrer gläubig-liebenden Hingabe die Haltung findet, die zum hochzeitlichen Bundesschluß führt. So spricht Augustinus von der „großen Hochzeitsfeier der Gesamtkirche, bei der Christus der Bräutigam“ ist (Enn. in Jo 9, 2).

Das Zweite Vatikanum hat diese urchristliche Schau wieder aufgegriffen. Es betont nicht nur, daß Maria – wie wir alle – den „Pilgerweg des Glaubens“ gegangen ist, sondern stellt in vielen Zusammenhängen die große Vorbildgestalt im Glauben heraus. Das gilt über alle Einzelzüge hinaus vor allem, wenn das Konzil ihre Mitwirkung beim gesamten Erlösungswerk zeichnen will: „Sie umfing den Heilswillen Gottes mit ganzem Herzen und von Sünde unbehindert und gab sich als Magd des Herrn ganz der Person und dem Werk ihres Sohnes hin und diente so unter ihm und mit ihm in der Gnade des allmächtigen Gottes dem Geheimnis der Erlösung. Mit Recht also sind die heiligen Väter der Überzeugung, daß Maria nicht bloß passiv von Gott benutzt wurde, sondern in freiem Glauben und Gehorsam zum Heil der Menschen mitgewirkt hat“ (Lumen Gentium 56).

Eine *erste Konsequenz für eine marianische Pastoral* in diesem Jahr könnte also sein, *diese Vorbildgestalt der großen Glaubenden bei allen sich bietenden Gelegenheiten neu und mit Wärme zu verkünden.*

#### *Maria – die Mutter der Glaubenden*

Aber das Zeugnis der Erfahrung geistlicher und marianischer Bewegungen enthält noch einen weiteren Aspekt. Es hat sich gezeigt, daß lebendige Marienverehrung im Ganzen christlicher Frömmigkeit nicht nur um Nachahmung der marianischen Haltung bemüht ist, sondern ihre volle Fruchtbarkeit erst in einer persönlichen Bindung an Maria entfaltet. In den verschiedensten Formen hat sich dieses Bestreben konkretisiert, betend und liebend, bittend und hoffend sich immer wieder aus allen Situationen und in allen Nöten an sie zu wenden, ihre Nähe und ihre Hilfe zu suchen. Das ist eigentlich uralte

christliche Tradition. Das erste uns erhaltene Mariengebet der Kirche aus dem 3. Jahrhundert wendet sich an sie: „Unter Deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesgebäerin – verschmähe nicht unser Gebet in unseren Nöten.“ Germanische Innigkeit fand dann im Bild der Schutzmantelmadonna den Ausdruck dankbarer wie vertrauender Liebe zu Maria. Ihre bündigste Form hat dieses Bestreben bleibender Verbundenheit in der Weihe an Maria erreicht. Es geht dabei darum, sich ihrem Einfluß zu öffnen und in dieser Verbundenheit mit ihr den Pilgerweg des Glaubens in der Nachfolge Christi zu gehen. Die reiche Erfahrung geistlicher Gemeinschaften mit dieser Form marianischer Bindung zeigt, daß dabei Maria nicht nur als Vorbild des Glaubens und aller Glaubenden, sondern in einem echten Sinn als „Mutter des Glaubens und der Glaubenden“ erlebt wird. Es gibt tatsächlich einen greifbaren und erfahrbaren Einfluß Mariens vom Himmel aus – nicht in miraculösen Eingriffen punktueller Art (wie es vereinseitigend an manchen Wallfahrtsorten hervorgehoben wird), sondern gerade im Zentralen unseres ständigen Mühens um ein Leben aus dem Glauben als Jünger Christi in seiner Kirche. Auch diese „Mutterschaft Mariens in der Gnadenökonomie“ hat das Zweite Vatikanum klar und eindeutig als katholische Glaubensüberzeugung ausgesagt: „In den Himmel aufgenommen, hat sie diesen heilbringenden Auftrag nicht aufgegeben, sondern fährt durch ihre vielfältige Fürbitte fort, uns die Gaben des ewigen Heiles zu erwirken. In ihrer mütterlichen Liebe trägt sie Sorge für die Brüder ihres Sohnes, die noch auf der Pilgerschaft sind.“ Auch das Konzil beruft sich dabei auf die Erfahrung: „Eine solche untergeordnete Aufgabe Marias zu bekennen, zögert die Kirche nicht, sie erfährt sie auch ständig und legt sie den Gläubigen ans Herz, damit sie unter diesem mütterlichen Schutz dem Mittler und Erlöser inniger anhängen“ (LG 62). Die theologische Einsicht aus solcher jahrhundertelangen Erfahrung der mütterlichen Nähe Mariens und ihrer Hilfe vom Himmel aus besagt, daß sie offenbar einen „heilbringenden Auftrag“ von ihrem Sohn erhalten hat, bei der „Geburt und Erziehung“ der Gläubigen „in mütterlicher Liebe mitzuwirken“ (vgl. LG 63). Bindung an Maria in einem Leben aus der Marienweihe bedeutet also ganz einfach, diesen ihren Sendungsauftrag in der Kirche ernst zu nehmen und sich ihrem erzieherischen Einfluß ganz zu öffnen. Das aus vielfältiger Erfahrung entstandene Wort „durch Maria zu Jesus“ kann man also so wiedergeben: durch engen, persönlichen Anschluß an Maria, das Vorbild und die Mutter echten und tiefen Glaubens, bekommt die gläubige Hingabe an Christus eine neue Verwurzelung und warme Vitalität.

Die Herausforderung des marianischen Jahres müßte in irgendeiner Weise deshalb auch zu einer *zweiten pastoralen Konsequenz* führen: *die Verbundenheit mit Maria zu pflegen und zu vertiefen*. Dann dürfen wir erwarten, daß es seinen Sinn erfüllt: die Kirche in diesem Advent des Jahrtausends zu einer

neuen Gläubigkeit zu führen. Pater Kentenich faßte seine aus der Erfahrung gewachsene Überzeugung von der Zeitbedeutung so verstandener Marienverehrung zusammen: „Nach meiner persönlichen Überzeugung ist dem heutigen Christentum ein Charisma geschenkt worden: die Gottesmutter. Wer sie innig liebt, der ist charismatisch begabt.“

#### **Hilfreiche Literatur:**

Hier ist in erster Linie die neue Enzyklika des Papstes zu nennen: „Redemptoris Mater“, die ein meditatives Umkreisen unseres Themas im Lichte des Neuen Testaments und der Konzilsaussage über Maria ist.

Von früher erschienener Literatur ist sehr anregend:

Johann Auer, *Der Glaube Mariens*, Leutesdorf 1966

Ernst Fuchs, *Maria, frauliches Vorbild christlichen Lebens*, Vallendar-Schönstatt 1982 (vor allem das 2. Kapitel „Der Glaube Marias als der biblische Ort des Marienglaubens“, S. 85 ff.)

Joseph Kentenich, *Marianische Erziehung*, Vallendar-Schönstatt 1971

Theo Meier, *Maria, die große Glaubende*, Vallendar-Schönstatt 1974

Franz Mußner, *Der Glaube Mariens im Lichte des Römerbriefes*, in: *Praesentia salutis*, Ges. Studien, Düsseldorf 1967

Adolf Smitmans, *Maria im Neuen Testament*, Stuttgart 1970

Hermann Volk, *Maria, Mutter der Gläubigen*, Mainz 1964

Eugen Walter, *Maria, Mutter der Glaubenden*, Freiburg 1949

Helmut Müller

## Freiheit und Bindung im Welt- und Gottesbezug

Anregungen aus Texten Adolf Portmanns (II. Teil)

### *Die lokale Bindung*

Die Transformation der tierischen Ortsbindung

Die beim Tier feststellbare Vorliebe für bestimmte Orte beruht darauf, daß sie ihm Orte des Wohlbefindens sind, sei es, daß sie ihm Wärmequelle, Witterungsschutz, Futterstelle oder der jeweiligen Tierart eine besondere Quelle des Wohlbefindens sind. Die bewußte Wahrnehmung des Menschen bewirkt, daß ihm Orte gleichsam zur „Bühne“ werden, auf der alle anderen Beziehungen geknüpft werden. Meistens gewinnt ein Ort erste Bedeutung durch eine Beziehungsknüpfung, bei der er nur Bühne des Geschehens war: „Alle unsere Erlebnisse, Erinnerungen, Gefühle und Empfindungen bleiben in unserem Gedächtnis unlösbar mit Orten verbunden . . . wir bewahren sie alle im Gedächtnis: Ort einer ersten Liebeserklärung, eines ersten Kusses, Ort einer schweren Prüfung, eines Entschlusses, eines inneren Kampfes, einer fruchtbaren Begegnung“ (TOURNIER, S. 14 f).

Vertrautwerden mit der Welt

So erlangt ein Ort langsam eigenständige Bedeutung. Es ist ein Vorgang der Verwurzelung des Menschen in der Welt. Wegen der fehlenden Instinkte ist für das Menschenkind zunächst alles fremd. Es besitzt kaum fertige Verhaltensweisen, die auf diese komplementären „Bekanntheiten“ in der Welt treffen. Durch das „langsame Bekanntwerden“ (MITSCHERLICH, S. 193) mit dem „zunächst unheimlichen und fremden Raum“ entsteht Heimat. Das Maß der Vertrautheit mit diesem Raum scheint die Güte des Heimateerlebnisses zu bestimmen. Mitscherlich macht nämlich auf den Unterschied des Heimateerlebnisses in der Stadt und auf dem Land aufmerksam: „ . . . es ist doch (prinzipiell) sehr viel mehr Unbekanntes, nie Vertrautes in den Häusern, Straßen, Vierteln einer Stadt verborgen, als in dem Dorf, dessen Leben sich in der angrenzenden Landschaft ausbreitet“.

Welt als Heimat und Arbeitsraum

Heilstiftende Beziehung, die aus der Ortsgebundenheit resultiert, ist das Heimateerlebnis: Der Mensch ist bestrebt, sich Raum und Zeit, in denen er lebt, vertraut zu machen. Das in letzter Zeit sprunghaft gestiegene Umweltbewußtsein ist letztlich ein Bestreben, sich die immer fremder werdende Welt

mit ihren Betonsilos, den häßlichen Fabrikfassaden und asphaltierten Straßenschluchten vertrauter zu machen. Portmann macht dafür die Minderbeachtung des Natürlichen in der besonderen „Position der natürlichen Künstlichkeit“ des Menschen verantwortlich, indem der Mensch bei seinen notwendigen künstlichen Eingriffen in die Natur nicht genug darauf achtete, die Natürlichkeit in seinem künstlichen Schaffen zu bewahren. Der „Aufbruch in die Ferien mahnt uns vielleicht daran, in welcher eigenartigen Welt wir leben, in einer Welt, die wir zwischen die außermenschliche Natur und die rein geistige Welt unseres inneren Erlebens, unserer Phantasie aufbauen und die immer mehr der Lebensraum des Menschen sein wird . . . Wir bauen ja seit Urzeiten an dieser künstlichen menschlichen Zwischenwelt, doch bauten wir ursprünglich aus Material, das der Natur entstammt, aus Naturstoffen. Ich denke jetzt zurück an die Jahrzehnte am Anfang des Jahrhunderts, wo die Schaffenden, die Gestalter, sich bemühten, das Besondere dieser Naturstoffe mit Liebe zu bewahren, werkstoffgerecht zu bauen und zu formen, den Stein, das Holz, die Metalle, das Leder in ihrer Eigenart, in ihren Strukturgesetzen zu respektieren. Es schien, als wollte der Mensch die von ihm zu verwandelnde Welt im Sinne der Naturdinge, naturgerecht, prägen“ (Wsu, S. 86). Mit dem Aufkommen der Kunststoffe begann die Verfremdung der natürlichen Welt. Erst in jüngster Zeit ist diese Fremdheit der Welt Allgemeinbewußtsein geworden.

Ein nordamerikanischer Indianer hatte diesen Eindruck schon vor fast 130 Jahren, als er mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten um den Verkauf seines Landes verhandeln mußte. Seine Ansprache vor dem Präsidenten ist unter dem bezeichnenden Titel „Wir sind ein Teil der Erde“ veröffentlicht worden: „Ich weiß nicht – unsere Art ist anders als die Eure. Der Anblick Eurer Städte schmerzt die Augen des roten Mannes. Vielleicht, weil der rote Mann ein Wilder ist und nicht versteht. Es gibt keine Stille in den Städten der Weißen. Keinen Ort, um das Entfalten der Blätter im Frühling zu hören oder das Summen der Insekten . . . Was gibt es schon im Leben, wenn man nicht den einsamen Schrei des Ziegenmelkervogels hören kann . . . Die Luft ist kostbar für den roten Mann – denn alle Dinge teilen denselben Atem – das Tier, der Baum, der Mensch . . . Alles ist miteinander verbunden, wie das Blut, das eine Familie vereint. Alles ist verbunden. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde“ (SEATTLE, S. 18 f, 20, 25 f.).

Hier wird deutlich, wie sehr der Mensch sich selbst entheimatet hat. Er hat sich die natürliche, die Primärwelt verstellt, durch Schaffung von – mehr oder weniger zu dieser Primärwelt bezuglosen – allzu künstlichen Sekundärwelten, in denen er sich nicht beheimatet fühlt, wohl als Folge einer gegenüber dem Spiel allzu stark betonten, zweckgerichteten Tätigkeit.

Andererseits ist der Mensch gezwungen, in die Primärwelt einzugreifen und sie entscheidend zu verändern. Das entspricht seiner „Position der natürlichen Künstlichkeit“. Mittlerweile muß der Mensch an die Primärwelt

förmliche Sekundärwelten ansetzen, damit er 4 Milliarden seiner Artgenossen – oft recht und schlecht – am Leben erhalten kann. Im Gegensatz zum Tier, das sich der Welt anverwandelt, muß sich der Mensch die Welt anverwandeln, um in ihr leben zu können. Dabei darf er aber nicht vergessen, daß der Erdball nicht nur Bergbaustollen, Industrieviertel und Getreidefarm, sondern auch Heimat ist und nicht nur seine Heimat, sondern „Heimat des Lebens“ (BuG, S. 199 ff.) überhaupt.

#### Das Offenstehen auf absolute Heimat

Der Mensch muß seine Sekundärwelten deshalb so in die Primärwelt einfügen, daß sie ihm das Heimaterlebnis nicht verstellen, daß er nicht nur noch seinen eigenen Entwürfen begegnet, sondern auch der Blick zum Grund der Primärwelt offen bleibt. Nach Portmann ist es von der „größten Bedeutung, daß die Lebensforschung selbst auf jene unbekanntem Urgründe unseres menschlichen Seins wie des Lebendigen überhaupt hinweist, auf all das, was wir auch mit unseren hochentwickelten bewußten Führungssystemen nicht selber ins Werk setzen können. . . . Eine solche Einstellung dem Geheimnis des von uns nicht Machbaren gegenüber ist eine Grundstimmung, die der Naturforscher in seinen redlichsten und aufgeschlossensten Haltungen sehr wohl kennt und fördert. Sie ist Glied einer universellen Gestalt religiöser Weltbeziehung“ (AdL, S. 250).

Im Horizont einer „religiösen Weltbeziehung“ kann die Erfüllung der sich zur Weltgebundenheit auswachsenden Ortsbindung nicht mehr in der Immanenz gesucht werden. Für den Menschen, das weltoffene und freie Wesen, kann die Erfüllung des Heimaterlebnisses – denn das ist der heilsrelevante Name für die Ortsgebundenheit – nicht mehr in der Enge seines Geburtsortes gesucht werden, auch nicht in der Weite des Erdballs, sondern nur in der Tiefe seines Ursprungs.

#### *Die personale Bindung*

##### Die Transformation der tierischen Partnerbindung

Die wichtigste der drei Bindungen für den Menschen hat ihr tierisches Gegenstück in der von Wolfgang Wickler und Uta Seibt festgestellten Partnerbindung der Tiere. Für die meisten Tiere hat sie nichts weiter als die Qualität einer allerdings reichhaltigen Objektbindung. Daß dieses Objekt eine Innerlichkeit besitzt, rezipiert das Tier nicht. Für das Tier ist der Partner nur Erfüllungsobjekt komplexer Triebregungen, die entweder zu seinem Wohlbefinden beitragen oder aber arterhaltenden Wert besitzen. Der Mensch kann jedoch die Innerlichkeit seines Partners wahrnehmen. Die Partner können sich einander frei zuwenden, weil an die Stelle des auf den Partner determinierten

Triebes eine durch Entscheidungsfreiheit gekennzeichnete Innerlichkeit getreten ist. Freie Abwendung und Zuwendung werden möglich. Im Wechselspiel der Zuwendung können sich zwei Personen einander so wert werden, daß die Existenz des anderen wichtiger wird als die eigene, bzw. leben ohne den anderen als unmöglich erscheint. Wir nennen diese Beziehung, die die eigentlich heilstiftende Beziehung zwischen Personen ist, Liebe.

Die Liebe ist im Menschen fundamental angelegt, bis in die Struktur der Anatomie hinein. In den korrelierenden Beziehungen zwischen Eltern/Kind sowie Mann und Frau kann sie ihre höchste Intensität erreichen. Typisch für den Menschen ist jedoch, daß sie nicht allein an diese korrelierenden Beziehungen gebunden bleibt, sondern frei zu jedem in je spezifischer Färbung geknüpft werden kann.

### Liebe als Sehnsucht nach dem Anderen

Die folgende Phänomenanalyse der Liebe will sich auf die genannten korrelierenden Beziehungen beschränken. Denn keine anderen zwischenmenschlichen Relationen bestimmen Heil und Unheil des Menschen mehr als diese. In ihnen werden exemplarisch alle wichtigen Bestimmtheiten interpersonaler Begegnungen überhaupt offenkundig: Der Mensch ist unverzichtbar an ein Mitsein verwiesen. Mitscherlich bezeichnet den Menschen als „extremen Nesthocker“ (MITSCHERLICH, S. 7), d. h., der Mensch ist wesentlich unfertiger als ein Tier, wenn er auf die Welt kommt. Seine Instinkte sind wenig ausgebildet, Selbsterneuerung ist bei ihm im wesentlichen auf seine vegetativen Organfunktionen beschränkt. Schreiweinen, Greif- und Saugreflexe sind im wesentlichen die einzigen Äußerungen, mit denen er mit der Welt aktiv in Verbindung treten kann (BECKER, S. 648). Hilfloser und unfertiger kommt kein Tier zur Welt.

Kein anderes Wesen ist daher auch mehr auf Formung und Hilfe von außen angelegt als der Mensch. Vom ersten Augenblick seines Daseins an ist der Mensch also schon auf Bindung an Personen angewiesen. Ja, sein Schicksal gerät mit seiner Geburt ganz in die Hand eines oder mehrerer anderer Menschen, d. h. sein Ganzsein ist schon zu Beginn seines Lebens nicht in die eigene Verfügung gegeben, und es wird ihm bis zum Ende seines Lebens immer an Mächtigkeit gebrechen, alle seine Bedürfnisse allein und restlos zu erfüllen.

Sein Ganzsein ist also nicht in ihm selbst abschließbar. Es ist nur unter Mitwirkung anderer Personen vollendbar. Um ganz zu sein, verlangt das Ich nach etwas, was es selbst nicht besitzt. Es ist immer das Anders-als-man-selbst, wonach der jeweilige Partner verlangt. Dieses Anders ist jedoch nicht ganz und gar äquivok zum Ich. Über die gemeinsame Menschennatur hinaus, die Fülle kultureller und sozialer Gemeinsamkeiten, ist im Ich das, was ihm

selbst mangelt, korrelativ gleichsam als ‚Schoß‘ abgebildet, zu dem das Du den ‚Schlüssel‘ hat, angefangen von rein leiblichen Phänomenen wie Instinkt-residuen, über Leib-Geist-Phänomene wie dem Sexualtrieb, bis zu rein geistigen Phänomenen wie Wünschen und Sehnsüchten nach personaler Liebe.

#### Liebe in der Kind/Eltern-Beziehung

So muß der Saugreflex des Neugeborenen als korrelative Abbildung der Mutterbrust verstanden werden: „Während der Schwangerschaft bildeten Mutter und Kind eine psychologische Einheit; nach der Geburt bleibt das Kind immer noch psychologisch ein Teil der Mutter . . . Stillen ist nicht nur die optimale Ernährung des Säuglings, sondern auch psychologisch von großer Wichtigkeit für Mutter und Kind“ (BECKER, S. 430 f.). Zwischen Mutter und Kind besteht also ein Verhältnis wechselseitigen Gebens und Nehmens. Der Saugreflex ist jedoch nicht das ganze anthropologische Phänomen, das den Vorgang des Stillens begleitet. Neben anderen Phänomenen gehört nämlich noch die Tatsache dazu, daß der Mensch der einzige Säuger ist, der beim Stillvorgang der Mutter in die Augen blicken kann. Portmann ist diese Besonderheit unserer Art aufgefallen: „ . . . der werdende Mensch wird zur Welt gebracht in der einzigartigen Rückenlage, in der er in seiner Hilflosigkeit der Mutter seine Augen zuwendet, was kein höheres Säugekind im Saugakt tut. Nur als Geburt in den ‚Sozialuterus‘ können die Eigenarten unseres Neugeborenen sinnvoll eingegliedert werden“ (BuG, S. 254). Das heißt, der Phänomenkomplex ‚Stillen‘ kann nicht durch eine Nachbildung der weiblichen Brustwarze auf einem Glasröhrchen mit Inhalt vollkommen befriedigt werden, sondern nur durch den natürlichen Vorgang selbst, durch eine Mutter, die das Kind anblickt, deren Herzschlag das Kind fühlt, ganz abgesehen von dem physischen Akt des Saugens selbst.

Für unsere Betrachtung wichtig ist jedoch nur die Tatsache, daß die Mutter mit dem Kind lächeln und sprechen kann und das Kind diese Kommunikation erwidern oder gar beginnen kann, wenn es erst einmal durch das erste Lächeln der Mutter dazu erweckt worden ist. Das weist darauf hin, daß das Kind auf mehr als körperliche Wärme, den Herzschlag der Mutter und die Absättigung des Nahrungstriebes angelegt ist, sondern von Anfang an schon auf die menschliche Person als ganze, die es über die schon dem Tier zukommende Eigenschaft des Individuums hinaus einmal werden soll.

Damit nicht genug, hat Portmann noch ein weiteres Phänomen angeführt, das die Bestimmung des menschlichen Säuglings zur liebefähigen Geistperson schon in Leibphänomenen korrelativ erkennen läßt. Portmann wagt es, den Herzschlag der Mutter als erste ‚Muttersprache‘ mit dem Kind zu bezeichnen, und Sprache ist ja ein unterschiedliches Merkmal der Geistperson: „Im Gegensatz zum Sehen, das erst nach der Geburt reichere Nahrung erhält, empfängt

das Ohr monatelang bevor es ‚zur Welt kommt‘ bereits regelmäßige Reize. Diese Beobachtungen werfen neues Licht auf die frühe Lallperiode nach der Geburt, die man heute einzugliedern sucht in eine längere erste akustische Lehrzeit: Das Lallen wäre damit u. a. angeregt durch vorgeburtliche Reize. Ja, die Gedanken gehen weiter und kreisen auch um die vertraute Tatsache, daß später in den ersten deutlicher artikulierten Lautgebilden die seltsamen Zweisilber wie Pa-pa, Ma-ma, Do-do, Da-da usw. auffällig vorwiegen. Man wagt den Schluß auf eine dauernde Anregung durch das lange Erleben des Doppeltens, den das mütterliche Herz erzeugt: Der Herzrhythmus der Mutter erscheint in dieser Sicht geradezu als eine erste eigentliche Muttersprache – verglichen damit ist die spätere Übernahme der Gruppenlaute mehr die Einordnung der ‚Muttersprache‘ in eine ‚Vatersprache‘. Die ersten Lautgebilde sind wohl nicht einfach ererbte Äußerungen, sondern bereits im Mutterleib erworbene Leistungen“ (AGW, S. 90).

Im Laufe seiner Entwicklung findet der Mensch sich in vielfältiger Weise in solche Beziehungsgefüge verwiesen. Diese nehmen – gesehen vom Bereich der rein materiellen Leiblichkeit (z. B. Saugreflex) her, über Phänomene der Leib-Geist-Einheit, die eigentlich ‚menschlichen‘ Phänomene, bis zur Beziehungsknüpfung mit dem ‚reinen Geist‘ Gott – an Determination ab, und nehmen an freier Ausformung dieses Beziehungsgefüges zu. Portmann vertritt die Meinung, daß alle sozialen Strukturen frei ausformbar sind: „Weder der Bau einer Sprache noch die Struktur von Familie und Ehe, die Organisation der politischen Gruppen, die Ordnung des Geschlechtslebens – nicht eine einzige dieser sozialen Strukturen ist in ihrer Gestalt naturgegeben; keine, aber auch wirklich keine läßt sich durch Argumente aus der animalen Sphäre in ihrer Form rechtfertigen und begründen. Es ist eine der folgenschwersten Einsichten der gegenwärtigen Anthropologie, daß alle Gestaltungen des sozialen Lebens, von der Sprache bis zur Staatenbildung, von der Ordnung des Geschlechtsverhältnisses bis zur Aufzucht des Nachwuchses, dem Bereich der Entscheidung angehören“ (BuG, S. 318 f.).

Das Kind erlebt Vater und Mutter jeweils in spezifisch geprägten Lebenssituationen, eben als Vater oder als Mutter, die immer wieder dadurch gekennzeichnet sind, daß im Ich ein offenes Beziehungsgefüge angelegt ist, das, wie beschrieben, tief in der Leiblichkeit wurzeln kann und durch ein Du geschlossen wird. Der Mensch erlebt diesen ‚Schluß‘ in aktiver bzw. passiver Position, als empfangender oder gebender Partner.

#### Liebe in der Mann/Frau-Beziehung

Liebe lebt vom Unterschied, sei dies nun zwischen Kind und Eltern oder zwischen Mann und Frau. Insbesondere zwischen Mann und Frau wird diese Tatsache evident. Joachim Illies bemerkt dazu: „(Die jungen Menschen)

mögen sich ruhig eine Weile sträuben, aber man kann ihnen nur wünschen, daß sie schließlich und rechtzeitig genug entdecken, daß das Glück eines Paares davon abhängt, wie weit sich der Bogen spannt zwischen zwei Polen, deren Unterschied die Voraussetzung bleibt für das Gelingen echter Partnerschaft, die mehr ist als lockere Interessengemeinschaft und bis tief in die Wurzeln des Biologischen, des vorgegebenen Schicksals reicht und aus zwei verschiedenen Entwürfen des Menschseins ‚ein Fleisch‘ werden läßt! ... Mann und Frau zusammen in ihrer Polarität sind der ganze Mensch“ (ILLIES, S. 64 f.).

Wenn diese Polarität nivelliert wird, wird das Spannungspotential verringert, von dem die Liebe lebt. Sie wächst aus der Sehnsucht nach dem Andern, nach dem, was anders ist als man selber, jedoch das besitzt, was man zu seiner Ganzheit benötigt.

Deshalb ist das Ziel der Liebe zwischen Mann und Frau die Vereinigung der Geschlechter. Nach Erich Fromm soll dadurch das Gefühl des Getrenntseins überwunden werden: „Im Gegensatz zu der symbiotischen Vereinigung ist die reife Liebe Eins-Sein unter der Bedingung, die eigene Integrität und Unabhängigkeit zu bewahren, und damit auch die eigene Individualität. Die Liebe des Menschen ist eine aktive Kraft, die die Mauern durchbricht, durch die der Mensch von seinem Mitmenschen getrennt ist und die ihn mit anderen vereint. Die Liebe läßt ihn das Gefühl von Isolation und Getrenntheit überwinden, erlaubt ihm aber, sich selbst treu zu bleiben und seine Integrität, sein So-sein zu bewahren. In der Liebe ereignet sich das Paradox, daß zwei Wesen eins werden und doch zwei bleiben“ (FROMM, S. 39 f.).

Liebe in der Geistperson Mensch kann jedoch nicht allein in leiblicher Vereinigung bestehen, die einen neuen Leib als Frucht der Vereinigung zeugt. Die Erfüllung kann auch nicht darin gesehen werden, daß dieser Leib gleichsam ‚automatisch‘ auch die Bedingungen schafft, daß Geist in ihm ‚wohnen‘ kann. Der ganze Prozeß der leiblichen Vereinigung und Zeugung eines neuen Leibes mit den Bedingungen für die „Einwohnung“ des Geistes muß auch in einen geistigen Prozeß eingeborgen sein, wenn der Mensch wirklich Leib-Geist-Einheit ist. Während die Zeugung der einen Anatomie eines neuen Leibes ohne Einbergung in den geistigen Prozeß der Liebe verlaufen kann, so nimmt die Entwicklung des Geistes bzw. der Person in diesem neuen Leib ernsthaften Schaden, wenn er nicht in einem ‚Raum‘ der Liebe – in der Regel in den der Liebe zwischen Vater und Mutter – hineinwächst. Der Formung des Leibes im Uterus der Mutter folgt eine Formung des Geistes im – von Portmann so genannten – „Sozialuterus“ (BuG, S. 254) der Familie.

Neben der Bedeutung der Liebe für das individuelle Heil der beiden Liebespartner ist es wichtig festzuhalten, daß jede Liebe einen ‚Raum‘ um sich aufspannt, in dem neues Leben heil heranwachsen, krankes heilen kann, ein ‚Raum‘ also, in dem die Grundvoraussetzungen gegeben sind, daß alle anderen

Beziehungen zur Welt heil geschlossen werden können. Der Mensch zeigt sich so als ein Wesen, das konzipiert ist, um in Liebe ‚hineingenommen‘ zu werden.

#### Das Offenstehen als „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“

Wolfhart Pannenberg bezeichnet mit Bezug auf Scheler und Plessner den Menschen als das Wesen, das ständig unter dem Druck eines Antriebsüberschusses lebt. Dieser Druck ist nicht der gewöhnliche Zwang tierischen Trieblebens. Der tierische Triebzwang setzt nur ein, wenn der auslösende Gegenstand gegenwärtig ist. Der menschliche Antriebsdruck hingegen richtet sich ins Unbestimmte: „Er entsteht, weil unsere Antriebe keine Ziele finden, die ihnen Genüge tun“ (PANNENBERG, S. 10). Das trifft in der Sache das, was Max Horkheimer die „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ nennt. Die Sehnsucht nach dem *bloß* Anderen, die Sehnsucht des Kindes nach der Mutter oder die Sehnsucht des Mannes nach der Frau und umgekehrt, genügt allein nicht. Der Mensch wird offensichtlich über seine physisch/psychischen Korrelate hinaus verwiesen auf einen Beziehungspartner, der das physisch/psychische Beziehungsgefüge transzendiert und deshalb der und das „ganz Andere“ ist. Man kann keine empirisch erhebbare Entsprechung physisch/psychischer Phänomene im Menschen feststellen, die das transzendente „ganz Andere“ korrelativ bestimmen könnte.

#### Die Offenheit der drei Bindungen

In derselben Weise sind auch die beiden anderen Bindungen offen geblieben. Die ideelle Bindung verlangt nach einem Sinn, der alle anderen Sinnsetzungen trägt und überhaupt ermöglicht. Die Ortsbindung verlangt nach Heimat, die nicht durch Zeitablauf zunichte gemacht werden kann. Die personale Bindung schließlich verlangt nach einer Liebe, die schon in sich Liebe ist und daher nicht darauf angewiesen ist, vom oft schwachen Ausdruck unserer Liebe ihre Liebeszuwendungen zu uns bestreiten zu müssen. Die menschlichen Sondermerkmale gegenüber tierischen Bindungen – Weltoffenheit und Entscheidungsfreiheit – durchwalten alle Bindungen und sind schuld daran, daß sie in der Immanenz nicht geschlossen werden können.

#### Das Verwiesensein der humanen Bindungen an absolute Liebe

Wie sieht nun das transzendente Korrelat zu dem Gesamtentwurf des Menschen aus, an das der Mensch verwiesen ist, um ganz zu werden?

Wie wird der Teilbezirk der ideellen Bindung erfüllt werden? Wie sieht der absolute Sinngehalt aus, der alle anderen Teilsinne ermöglicht und unter-

baut? An diesen Sinn muß die Forderung gestellt werden, daß der Mensch kein blinder Wurf ins Dasein ist, daß er nicht seinen Mächten hoffnungslos ausgeliefert ist, und daß er letztlich diesen Sinn entdecken kann. Viktor E. Frankl hat den Zusammenhang von Sinngebung und Liebe in seinem Buch „Der Mensch auf der Suche nach Sinn“ näher ausgeführt: „Nehmen wir das Beispiel eines Affen, dem schmerzhafte Injektionen gegeben werden, um ein Serum zu gewinnen. Vermag der Affe jemals zu begreifen, warum er leiden muß? . . . denn die menschliche Welt, eine Welt des Sinnes und der Werte, ist ihm nicht zugänglich. An sie reicht er nicht heran, in ihre Dimension langt er nicht hinein; aber müssen wir nicht annehmen, daß die menschliche Welt selber und ihrerseits überhöht wird von einer nun wieder dem Menschen nicht zugänglichen Welt, deren Sinn, deren Übersinn allein seinem Leiden erst den Sinn zu geben imstande wäre? Der im Glauben vollzogene Schritt in die ultrahumane Dimension ist nun fundiert durch die Liebe. An und für sich ist dies ein bekannter Sachverhalt. Weniger bekannt aber dürfte sein, daß es für ihn eine infrahumane Präformation gibt. Wer hätte nicht schon mit angesehen, wie ein Hund, dem – in seinem Interesse, sagen wir durch einen Tierarzt – ein Schmerz zugefügt werden muß, voll Vertrauen aufblickt zu seinem Herrn. Ohne ‚wissen‘ zu können, welchen Sinn der Schmerz haben soll, ‚glaubt‘ das Tier insofern, als es seinem Herrn vertraut, und zwar eben weil es ihn liebt“ (FRANKL, S. 114). Obwohl Frankl mit dem Hund ein schlechtes Beispiel ausgewählt hat, um ‚glauben‘ und ‚lieben‘ auszudrücken – denn beides kann das Tier im wahrsten Sinne des Wortes nicht –, wird doch klar, was gemeint ist: Wenn die Einsicht in die herbe Forderung einer liebenden Person an eine geliebte andere Person fehlt und der Forderung dennoch stattgegeben wird, so wird das Verhältnis der Liebe den Ausschlag geben. Denn Liebe bürgt für den Sinn der Herbeheit der Forderung. Die liebende Person würde gewiß auf die Herbeheit der Forderung verzichtet haben, wenn es wirklich einen leidlosen anderen Weg gegeben hätte. Mutwilligen Schmerz fügt Liebe nicht zu.

Auch die lokale Bindung des Menschen wird letztlich durch Liebe gestiftet. Die Genese des Heimerlebnisses wie auch das französische „chez-nous“ für „zu Hause“ weisen darauf hin, daß das Sich-zu-Hause-Fühlen letztlich doch persönlich vermittelt wird. Heilstiftendes Element zwischen Personen ist jedoch die Liebe: Wo Liebe ist, kann Heimat entstehen. Aber absolute Liebe muß dieses Heimerlebnis tragen: Wenn Raum und Zeit, in denen Heimat erlebt wird, infolge Ortswechsel und Zeitablauf dieselbe nicht mehr vermitteln können, geht die „Bühne“ verloren, auf der der Mensch Beziehungen geknüpft hatte, die ihm diese „Bühne“ selbst wert werden ließ. Es läßt sich dann kein Raum-Zeit-Ort mehr bestimmen, der ein Zu-Hause-Sein vermittelt. Zur Heimat werden dann Menschen – sofern nicht auch sie, wie die Heimat selbst, verlorengehen – vorwiegend Menschen, die gemeinsam Raum und Zeit der alten Heimat geteilt haben. In der Bundesrepublik haben

wir dieses Phänomen z. B. in der Form der Landsmannschaften. Zeit und Raum der Heimat im Osten sind verloren. Menschen aus dem gleichen Raum sollen sie in der Landsmannschaft ersetzen. Genau das gleiche Phänomen treffen wir in unseren Tagen an in der Bildung afghanischer, vietnamesischer oder anderer nationaler Kulturvereine heimatvertriebener Menschen. Das Heimaterlebnis, das wesentlich über Personenbindung entstand, wird auch wieder in Personenbindung gesucht, wenn die Heimat aufgegeben werden mußte. Heilstiftendes Element zwischen Personen ist in letzter Konsequenz die Liebe.

Wenn schon zwischen den Menschen heilstiftende Beziehung die Liebe ist, so muß das, was den Menschen in seiner Ganzheit trägt, erst recht Liebe sein. Gesucht wird also eine Liebe, die, wie Therese von Lisieux schreibt, „mir Stütze bleibt ohne jedes Zurück; die alles in mir liebt, selbst meine Schwäche, die mich weder bei Tag noch bei Nacht verläßt“ (GUTTING, S. 43). Sie gibt selbst die Antwort: „Ich vermochte kein Geschöpf zu finden, das, ohne zu sterben, mich auf immer liebt. Ich muß einen Gott haben, der meine Natur annimmt, mein Bruder wird und zu leiden imstande ist“ (ebd.). Diese Qualität muß eine Liebe haben, die imstande ist, alle menschlichen Teilsinne, wie sie in Arbeit und Spiel gesetzt werden, zu unterbauen. Dann haben wir die Gewißheit, daß wir keine Sisyphos-Arbeit leisteten und unser Spiel nicht am Rande eines Vulkans stattfindet. Es wäre eine Liebe, die uns an allen Orten und in allen Zeiten zugesagt ist, in deren Gewähr wir uns überall zu Hause fühlen könnten. Und schließlich würde zu uns jemand ja sagen, zu all unseren Werten, zu Eigenschaften, auf die wir stolz sind, zu solchen, auf die wir weniger stolz sind, ja zu Eigenschaften, die wir sonst vor jedem zu verbergen suchen, zu Winkeln in unserer Persönlichkeit, in die wir nicht einmal selbst gerne hineinblicken. Es würde zu uns jemand ja sagen, der sogar gerade für diese Fehler und Schwächen einen über alle Maßen grausamen Tod für uns gestorben ist. Eine größere Liebe gibt es nicht. Aber genau diese Größe muß die Liebe besitzen, nach der wir alle verlangen. Mit weniger geben wir uns nicht zufrieden! Denn so groß muß die Liebe sein, um unsere offenstehenden Bindungen zu schließen, um unser Heil abschließbar zu machen. Das kann nur ein Gott.

Diese Sehnsucht im Menschen nach einem Gott der Liebe ist das Resultat des Emporwachsens der Liebe im Menschen bis zur Fähigkeit, Liebespartner Gottes zu sein. Gott hat seine göttliche Wesenheit der Liebe schon im Schöpfungsakt in die Leiblichkeit des Menschen hineingeschaffen. Schon das Leben des Kindes im Mutterschoß drängt sich als Bild auf für die Innigkeit der Beziehung von Vater und Sohn (Joh 1, 18). Als immer stärker bewußt werdendes Heilsverlangen wächst die Liebe aus der puren Leiblichkeit – ohne ihre Verwurzelung darin aufzugeben – in die Geistigkeit des Menschen. Dort wird sie von ihm, in seinen personalen Beziehungen, als Liebe erkannt und

benannt, bis sie ihm von Gott selbst in der höchsten Bewußtwerdung – durch die Offenbarung – als *die* Beziehung explizit wird, in der er mit dem „reinen Geist“ Gott kommunizieren kann: „Und wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und geglaubt: Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4, 16).

An dieser Stelle findet die von der biologischen Perspektive Portmanns angeregte theologische Sicht des Menschen ihre Grenzen. Gott kam „von unten“ ins Gesichtsfeld des Menschen. In der Offenbarung Jesu Christi erscheint der Mensch „von oben“ aus dem Gesichtsfeld Gottes.

### *Literaturverzeichnis*

- BECKER, Udo: Der Mensch, Freiburg/Brg. 1970  
FELLERMEIER, Jakob: Arbeit, in: L ThK, Bd. 1, Frb./Brg. 1957  
FRANKL, Viktor E.: Der Mensch auf der Suche nach Sinn, Frb./Brg. 1972  
FROMM, Erich: Die Kunst des Liebens, Frankfurt-Berlin-Wien 1971  
GUTTING, Ernst: Nur die Liebe zählt, Leutesdorf 1974  
HEIDEGGER, Martin: Sein und Zeit, Tübingen, 1949  
HUIZINGA, Johan: Homo ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielelementes der Kultur. o. O. 1939  
ILLIES, Joachim: A. Portmann, J. Gebser, J. Bachofen. Drei Kulturforscher – Drei Bilder vom Menschen, Zürich 1975  
MITSCHERLICH, Alexander: Auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft, München 1973  
NELL-BREUNING, Oswald v.: Das Recht auf Arbeit, in: Stimmen der Zeit 8 (1978)  
SCHELER, Max: Die Stellung des Menschen im Kosmos, München 1947  
SCHUTZ, Roger: Suchen, Warten, Wagen, Graz 1973  
SEATTLE: Wir sind ein Teil der Erde, Olten 1982  
TANNER, James/TAYLOR, Gordon: Wachstum, Reinbek 1970  
TOURNIER, Paul: Geborgenheit – Sehnsucht des Menschen, Frb./Brg. 1972  
WICKLER, Wolfgang/SEIBT, Uta: Wie Tiere Streß vermeiden, in: Bild der Wissenschaft, Stuttgart 7 (1975)

### *Siglenverzeichnis der Werke Portmanns*

- AdL – PORTMANN, A.: Aufbruch der Lebensforschung, Zürich 1965  
AGW – PORTMANN, A.: An den Grenzen des Wissens, München 1974  
BUG – PORTMANN, A.: Biologie und Geist, Frankfurt 1973  
PhL – PORTMANN, A.: Zur Philosophie des Lebendigen, in: Heinemann, Fritz, Die Philosophie im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1959  
SpL – PORTMANN, A.: Spiel und Leben, in: Entläßt die Natur den Menschen? München 1970  
SpZ – PORTMANN, A.: Das Spiel als gestaltete Zeit, in: Merkur, Stuttgart 9 (1975)  
Wsu – PORTMANN, A.: Wir sind unterwegs, Olten 1973

Gerhard Bauer

## Das Fokolar: Ein Weg für die Kirche in unserer Zeit

Die Fokolarbewegung, ihre Geschichte, Idee und Struktur (einschließlich weiterführender Literatur) wurde in REGNUM schon einmal vorgestellt.<sup>1</sup>

Wir sind froh, daß im Rahmen der REGNUM-Beiträge zur Theologie und Pastoral der Geistlichen Bewegungen sich nun ein „Insider“ zu dem Versuch bereit erklärt hat, die Spiritualität der Fokolarbewegung nicht rein beschreibend, sondern reflektierend im theologischen Kontext nach dem II. Vatikanischen Konzil darzustellen. Daß mangels Platz manche Bereiche (z. B. Ökumene, Pfarrbewegung, Neue Gesellschaft, Neue Familie) nur angedeutet, nicht aber gründlich zur Sprache kommen konnten, bedauern wir von Schönstatt aus sehr. Dennoch dürfte schon der gewährte Einblick in die so profilierte, weltweit verbreitete Fokolarbewegung das Werk des Heiligen Geistes aufleuchten lassen: die schöpferisch auch in unserem Jahrhundert gewirkte wunderbare Vielfalt der Gründungscharismen in der Einheit der Kirche. Für das uns geschenkte und aufgegebene Miteinander können wir nur dankbar sein.

Wenn man das Leben in einer Familie kennenlernen will, läßt man sich einladen zu einem Fest, oder besser mitten in das alltägliche Leben. „Komm in mein Haus!“ Unter dieser Devise hat Christsein immer schon ansteckend gewirkt; und genau das will das Fokolar: anstecken! Doch hat diese Devise in einem sehr tiefen Sinn auch mit dem Namen „Fokolar“ zu tun.

### *I. Das „Werk Mariens“ und sein Weg in der Kirche*

Der offizielle Name der Fokolarbewegung lautet: „Werk Mariens“. Was ist damit gemeint?

Die innere Lebensgeschichte von Chiara Lubich gibt die Antwort. Sie wurde schon sehr früh in ihrem Leben, wie sie einmal in einem Interview mit Radio Vatikan an Weihnachten 1983 erzählte, von Gott in besonderer Weise ange-rührt; ein ganz entscheidendes Erlebnis jedoch war ein Besuch im „Haus von Nazareth“ in Loreto anlässlich einer Tagung der Katholischen Aktion. In diesen vier schlichten Wänden, zwischen denen die fromme Überlieferung das Geheimnis des verborgenen Lebens der heiligen Familie in Nazaret eingeschlossen sah, hatte die 19jährige Studentin eine grundlegende Intuition, die uns das absolut Neue des Fokolars in der Geschichte der kirchlichen Gemeinschaften erahnen läßt. Sie fühlte sich vom Geheimnis von Nazaret angezogen, und es wurde ihr schlagartig ihre neue Berufung klar, für sich und die große Schar derer, die mit und nach ihr diesen Weg gehen sollten: Nicht das Ordensleben, nicht die Ehe, nicht das gottgeweihte Leben im Alltag nach Art der Säkularinstitute konnte es sein, sondern ein vierter Weg: eine Familie von

---

<sup>1</sup> Heinrich Dinrod, *Moderne Bewegungen in der Kirche (II): Die Fokolarbewegung*, in: REGNUM 4/1982, S. 164–175

gottgeweihten Menschen in der Welt, eine Gemeinschaft mit Jesus mitten unter ihnen.

In der für die Entwicklung der Bewegung entscheidenden Begegnung 1948 mit dem katholischen Parlamentarier und Schriftsteller Igino Giordani (1884–1980) eröffnete sich dann von Gott her in der Geschichte der Spiritualität Neuartiges: daß auch verheiratete Menschen, die natürlich in ihrer Familie zu Hause leben und dort ihrem Beruf nachgehen, als volle Mitglieder mit den Versprechen der Armut, der ehelichen Keuschheit und des Gehorsams entsprechend ihrem Stand und ihrer persönlichen Berufung dem Fokolar angehören.

Vor dem Hintergrund dieser tiefen Erfahrung mit dem „Haus von Nazareth“ in Loreto und entscheidend geprägt durch eine Zeit besonderer Führung und besonderen Lichtes im Sommer 1949 in den Dolomiten, wo die künftigen Konturen des Werkes aufleuchteten, wurde die Gestalt Mariens immer mehr zum Modell dieser Lebensform, nicht so sehr in der Perspektive des Gegenüber der Marienverehrung, sondern in der Form des Nachvollzugs ihres Glaubensweges – ein moderner, biblischer, ja ökumenischer Zugang zu Maria. Wenn man wie Maria sich auf Gottes Wort einläßt, es nicht nur bedenkt, meditiert, sondern lebt – daher die Praxis der Fokolarbewegung, gemeinsam jeden Monat ein Schriftwort als „Wort des Lebens“ auf der ganzen Welt zu leben –, gewinnt das Wort, Christus selbst in uns Gestalt; der Christ wird so einen Weg geführt, der in seinen Etappen dem exemplarischen Weg Mariens nahekommt.

Ein Echtheitskriterium für jede Erneuerungsbewegung in der Kirche ist nicht nur die Annahme durch die Kirche (wie sie im Fall des Fokolars zum ersten Mal 1945 durch den Bischof von Trient und schließlich 1962 durch Papst Johannes XXIII. erfolgt ist), sondern auch die Prüfung durch die Kirche und das Leiden an der Kirche. Es ist kennzeichnend für die Bewegung, daß sie im Wort der Kirche ganz bewußt den Willen Gottes für den eigenen Weg angenommen hat gemäß dem Jesuswort: „Wer euch hört, hört mich“ (Lk 10, 16). Gerade in dieser schmerzvollen und zugleich kostbaren Zeit haben sich die einzelnen Berufungen innerhalb des einen Werkes geklärt und sind die verschiedenen Zweige entstanden, wurden Verlage, internationale Zentren (Mariapolizentren), die Massenbewegungen (Neue Familien, Neue Gesellschaft, Neue Pfarreien, Jugendbewegung) gegründet und haben sich die bleibenden Stoßrichtungen ausgeprägt: Ökumene, nichtchristliche Religionen, die Fernstehenden und Atheisten. Das Werk umfaßt alle Berufungen innerhalb der Kirche, seine Ideale werden auch von Juden, Muslimen und Buddhisten, ja auch von (noch) nicht Glaubenden gelebt. Insofern reicht das Werk über gewohnte kirchenrechtliche Modelle hinaus. In einem internationalen Rat, an

dessen Spitze als gewählte Präsidentin eine Frau steht, nämlich die Gründerin Chiara Lubich, wird diese ganze Vielfalt in einem lebendigen organischen Gefüge zusammengehalten. Verpflichtendes Ziel der Bewegung ist es, immer neu einzuholen, was Johannes Paul II. bei seinem Besuch im internationalen Zentrum in Rocca di Papa im Sommer 1983 sagte:

„Ich wünsche Euch, ein innerer ‚evangelischer‘ Sauerteig zu sein in einer Kirche, die ihre eigene Dimension neu erkannt hat im II. Vatikanischen Konzil in der Konstitution ‚Lumen gentium‘, in der Pastoralkonstitution ‚Gaudium et spes‘ – ich sehe, daß ihr sehr authentisch diesem Bild der Kirche folgt, diesem Selbstbildnis, das die Kirche im II. Vatikanischen Konzil von sich selbst gegeben hat . . . Die Liebe öffnet den Weg, und ich wünsche mir, daß dieser Weg für die Kirche immer offener wird – dank Euch . . . , Wachset und mehret Euch!“<sup>2</sup>

## *II. Die Spiritualität des Werkes Mariens: (gekreuzigte) Liebe und Einheit*

Entscheidende Punkte der Spiritualität des Fokolars entfalteten sich aus der Logik konsequent gelebten Evangeliums. Zwölf Schwerpunkte der Spiritualität haben sich bis heute herauskristallisiert. Sie seien hier vorab nur stichwortartig beim Namen genannt: Gott ist Liebe – unsere Antwort: den Willen Gottes tun – universale Nächstenliebe – das neue Gebot – Einheit – Jesus in der Mitte – Jesus der Gekreuzigte und Verlassene – Leben nach dem Wort – Eucharistie, Band der Einheit – Maria, unser Modell – im Einklang mit der Kirche – die Gaben des Heiligen Geistes.

Im folgenden soll nur die innere Mitte dieser vielfältigen Spiritualität dargestellt werden.<sup>3</sup>

Der Gott, der am Anfang der Bewegung steht, ist der Gott der Liebe, der Vater. Das Wort, in dem er sich geoffenbart hat, ist die menschgewordene Liebe des Vaters. „Wenn Gott uns so geliebt hat, müssen auch wir einander lieben“ (1 Jo 4, 11). Diese innere Logik, mit der das Gebot der Bruderliebe aus dem Glauben an die Liebe Gottes erwächst, kennzeichnet die Spiritualität des Fokolars. Dies führt zu einer einfachen Formel: „Gott ist der Vater aller, und wir alle sind Brüder.“ Daraus entspringt nicht nur eine universale Brüderlichkeit, die keinen ausschließt, sondern die Erkenntnis, daß der Weg zu Gott über den Bruder führt. Im Sinn des Wortes vom Endgericht: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40), soll in jedem Mitmenschen Christus gesehen werden. Eine solche Liebe versucht,

<sup>2</sup> Heute, Nachrichten aus der Fokolarbewegung 8/84, S. 11

<sup>3</sup> s. insbesondere Chiara Lubich, *Einheit als Lebensstil: die Entstehung einer Spiritualität*, Verlag Neue Stadt, München 1979

sich am Maß Christi auszurichten: „Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben“ (Jo 13, 34).

Nun ist Vollkommenheit in der Liebe gewiß das Ziel aller geistlichen Gründungen und Gemeinschaften, ja, die allgemeine Berufung der Christen, wie das II. Vatikanische Konzil im 5. Kapitel der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ unmißverständlich klargestellt hat. Dennoch liegt gerade hier der Schlüssel, das Eigentliche des Fokolars tiefer zu verstehen. In derselben Rede sagte der Papst:

„Es gab in der Kirchengeschichte viele Radikalismen der Liebe, die alle eingebettet waren in den höchsten Radikalismus Jesu Christi, in ihm selbst. Es gab viele Radikalismen der Liebe, viele Heilige: Franz von Assisi hatte seinen Radikalismus, Ignatius von Loyola hatte seinen und viele andere bis in unsere Tage hinein. Ein anderer Radikalismus ist der von Charles de Foucauld. Es gibt euren Radikalismus der Liebe, euren Radikalismus, den Radikalismus Chiaras, der Fokolare; ein Radikalismus, der die Tiefe der Liebe entdeckt, ihre Einfachheit: ein Radikalismus, der alle Forderungen der Liebe entdeckt in den verschiedenen Situationen, und der versucht, immer diese Liebe siegen zu lassen . . . Man kann sagen, daß eure Evangelisierung bei der Liebe anfängt, um zu Gott hinzuführen; oft beginnt man bei Gott, um vielleicht zur Liebe zu kommen . . . Das ist kein abstraktes Programm, sondern ein gelebtes Programm.“

#### *Die beiden Pole der Spiritualität: der Gekreuzigte und der Auferstandene*

Die dem Fokolar eigene Radikalität der Liebe erhält ihre Kraft vom inneren Geheimnis von Ostern: Der Fokolar steht in der ständigen Spannung zwischen zwei grundlegenden Erfahrungen. Es ist zum einen die Wahl des „gekreuzigten und verlassenen Jesus“ als des höchsten Ausdrucks der Liebe des Vaters und des Inbegriffs der Offenbarung des dreifaltigen Gottes. Wie die Braut im Hohen Lied den Bräutigam sucht und nicht ruht, bis sie ihn findet, so möchte der Fokolar dem verlassenen und gekreuzigten Herrn in jedem Leidenden, in Notsituationen, in der Einsamkeit, in Trennung, Schmerz, Krankheit, Verzweiflung, in seiner eigenen Schwäche und Grenze, in den Wunden der Kirche und der Menschheit begegnen. Konkret heißt dies, den Schmerz und alles Negative offensiv angehen, es nicht so sehr zu analysieren als vielmehr zu personalisieren und mit Jesus und seiner Verlassenheit in Beziehung zu setzen; es bedeutet, im Annehmen des Kreuzes nicht zurückzuschauen, sondern nach vorne weiterzugehen: im Blick auf das Gebot der Stunde und den Anruf des Mitmenschen, um so zu einer neuen Freiheit und vertieften Freude durchzustoßen. So sieht der Fokolar in jenem Schrei der Verlassenheit Jesu am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ (Mk 15, 34) den Höhepunkt der Liebe Gottes und den Gipfel des Erlösungsgeschehens, in dem die ganze Gottferne dieser Welt ausgehalten und erlöst wurde. Chiara Lubich schreibt:

„Es ist der Höhepunkt seines Leidens, der tiefste Schmerz seiner Seele, seine dunkelste Nacht. Es ist das Drama eines Gottes, der schreit: Mein Gott, warum hat du mich verlassen? Es ist ein unendliches Geheimnis, ein abgrundtiefer Schmerz, den Jesus in seiner Menschheit erfahren hat . . . In der Liebe zu Jesus dem Verlassenen findet der Christ das Motiv und die Kraft, sich nicht vom Leid und der Uneinheit abzuwenden, sondern sie anzunehmen aus Liebe zu ihm, sie in sich aufzunehmen und so dieser Not entgegenzuwirken. Jesus der Verlassene ist der Schlüssel zur Einheit, Geheimnis aller Erneuerung.“<sup>4</sup>

Man spricht selten über diesen tiefsten Grund des Lebens eines Fokolars, seiner Freude und seines Lächelns.

Die zweite grundlegende Erfahrung ist die der Gegenwart Jesu in ihrer Mitte: In dem Maße wie sie das neue Gebot des Herrn untereinander verwirklichen, erfahren sie ein Licht, eine Kraft, eine Freude, einen Frieden, jene Gaben des Geistes, die der unter ihnen gegenwärtige auferstandene Herr schenkt. Erst in diesem Licht erschließt sich ihnen das Evangelium in seiner ganzen Schönheit und Kraft. Jene Gegenwart des Herrn ist es, die viele im Fokolar Wärme, Gottes Nähe und Bekehrung erfahren läßt.

„Im 1. Petrusbrief heißt es: ‚Vor allem‘ – d. h. vor allem anderen, das man tut – ‚haltet fest an der Liebe zueinander‘ (1 Petr 4, 8). Wenn die gegenseitige Liebe nicht die Grundlage ist für alles, was wir tun, dann hat *nichts* für uns Wert.

In unseren *Statuten* ist die Gegenwart Jesu unter uns nicht irgendein Artikel, sondern der Artikel, der allen anderen vorangestellt ist. Er lautet folgendermaßen:

„Die Fokolare müssen dafür sorgen, stets die Erfüllung der Verheißung zu verdienen, die Jesus all denen gegeben hat, die in seinem Namen vereint sind: ‚Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen‘ (Mt 18, 20). Die beständige gegenseitige Liebe, die ( . . . ) die Gegenwart Jesu in der Gemeinschaft ermöglicht, ist für die Fokolare der tragende Gedanke bei jeder ihrer Tätigkeiten sowohl im Hinblick auf ihr geistliches Leben als auch ihr Apostolat: sie ist für sie die Norm aller Normen, die Voraussetzung für jede weitere Regel . . . (Statuten, Teil I, Art. 2, Nr. 9).‘ Die Gegenwart Jesu unter uns ist also, sobald wir gelernt haben, wie man sie erreicht, verpflichtend, sie ist Gebot. (Er muß unter uns sein!) Nur auf dieser Grundlage kann etwas aufgebaut werden.“<sup>5</sup>

### *Eine Spiritualität der Einheit*

Man kann unschwer feststellen, daß in dieser Profilierung der Spiritualität sich „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ (Gaudium et spes 1) spiegeln: die Not der Gottferne und Zerrissenheit der Welt, aber auch ihre Sehnsucht nach Gott, nach Kirche als erfahrbarer Gemeinschaft, nach Einheit in der Familie, in der Kirche und zwischen den Kirchen, in der Menschheit. Auf die Frage nach dem Besonderen ihrer Spiritualität antwortete deshalb Chiara Lubich spontan: „Ich würde sagen, daß man sie in

<sup>4</sup> Regina Betz (Hg), Chiara Lubich und die Fokolarbewegung. Gespräche mit der Gründerin, Verlag Neue Stadt, München 1982, S. 75–76

<sup>5</sup> Manuskript vom 16. Februar 1984

diesem Wort zusammenfassen könnte: ‚Einheit‘. Was ist also unsere Spiritualität? Das ganze Christentum vom Testament Jesu aus gesehen“ (Rede 1984 in Istanbul, s. Anm. 2).

Eine doppelte Leidenschaft steckt in dem Gebet des Herrn (Joh 17) an den Vater: für die Einheit seiner Kirche und für das Heil der Welt. Diese Universalität ihres Ideals war den ersten Fokolarinnen von Anfang an bewußt. Die eigentlichen Konsequenzen daraus zeigten sich freilich erst später deutlich: Um das Jahr 1960 wurde die Ökumene „entdeckt“; dem Kontakt mit den einzelnen Kirchen und dem Weltrat der Kirchen folgte der Dialog mit den nichtchristlichen Religionen sowie eine entschiedene Hinwendung zu den Fernstehenden und Nichtgläubenden.

### *Wie im Himmel, so auf Erden*

Als in der ersten Zeit der Bewegung ein Priester eine Fokolarin fragte, was sie eigentlich lebten, bekam er die spontane Antwort: „Wir wollen die Dreifaltigkeit auf Erden leben.“ Die Antwort mag uns zunächst, wie damals den Priester, verblüffen, doch ein Blick auf das I. Kapitel von „Lumen gentium“ zeigt, daß Kirche in ihrem Geheimnis eigentlich nichts anderes sein will als greifbares Zeichen der Liebe des dreifaltigen Gottes mitten in dieser Welt, „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“. Das Fokolar ist der schlichte Versuch, sich auf das lebensgefährliche Wagnis Jesu einzulassen, die Denk- und Lebensweise des Himmels hier auf Erden zu bringen.

### *„Kollektive“ Spiritualität*

Befragt nach dem geistlichen Weg des Fokolars antwortete Chiara Lubich 1984:

„Unser Weg ist – eben weil es der ‚Weg der Einheit‘ ist – ein kollektiver Weg. Wenn wir ihn mit anderen Wegen vergleichen, die andere, in der Kirche bestehende Spiritualitäten vorschlagen, können wir in der Tat beobachten, daß bei ihnen oft mehr der individuelle Aspekt betont wird, obgleich *kein* geistlicher Weg in der Kirche Christi, der aus einem echten Charisma hervorgeht, nur individuell ist und sein kann. Man kann ja nicht Christ sein, wenn man nicht die Liebe unterstreicht, die einen mehr oder weniger gemeinsam vorangehen läßt . . .

Das II. Vatikanische Konzil schließlich erklärt: ‚Die Gläubigen sollen in engster Verbindung mit den Menschen ihrer Zeit leben‘ (GS 62). Und wir kennen die Auffassung des jetzigen Papstes über den Menschen, wir wissen, was der Mensch für ihn ist.

Die Sprache von heute ist also eine andere als die von früher. Heute drängt der Hl. Geist die Menschen durch die Kirche dazu, auf den Menschen zuzugehen. Aber der Hl. Geist ist derjenige, der die Heiligung des Menschen will und ihm hilft, sie zu erreichen. Wenn er uns also heute in diese Richtung weist, dann heißt das, daß man

auch über den Menschen zu Gott gelangen kann. Noch mehr: Der Mensch wird zu einem Weg, um zu Gott zu kommen. Der Hl. Geist hat unsere Bewegung 20 Jahre vor dem Konzil dazu geführt, diese gewaltige Wende zu den Menschen hin zu vollziehen . . .

Dann werde ich also nicht die Flucht vor der Welt lieben, sondern die Suche nach Christus in der Welt; ich werde nicht nur die Einsamkeit lieben, sondern auch das Zusammensein; nicht nur das Schweigen, sondern auch das Wort“ (s. Anm. 5).

In der zwischenmenschlichen Beziehung derer, die sich lieben „wie er uns geliebt hat“ und daran als Jünger erkannt werden wollen, soll also das dreifaltige Leben Gottes selbst aufleuchten, das Jesus in unvergleichlicher Weise mit einer tiefen Lebens- und Gütergemeinschaft bezeichnet: „Alles, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein“ (Joh 17, 10). Dieses gegenseitige Sich-Schenken und Sich-Verdanken soll deshalb auch zwischen den Jüngern Jesu herrschen; gemeinsam gehen sie ihren Weg zu Gott. Es ist eine Spiritualität des Leibes Christi, wie Paulus sie im Römer- und 1. Korintherbrief so anschaulich beschreibt: „Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit, wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit ihm. Ihr aber seid der Leib Christi, und jeder einzelne ist ein Glied an ihm“ (1 Kor 12, 26 f). Während nun manche Aufbrüche heute die Vielfalt der ursprünglichen Charismen (vgl. 1 Kor 12 u. 14) stärker betonen, sieht das Fokolar seinen typischen Beitrag in dem Weg, den Paulus in 1 Kor 13 beschreibt: Man verspricht sich gegenseitig jene Liebe, die bereit macht, füreinander das Leben zu geben; man schließt miteinander den Pakt der Barmherzigkeit, sich jeden Tag mit neuen Augen zu sehen; man versucht, leer zu sein von sich selbst, um sich eins zu machen mit dem Bruder und ihn in sich hereinzulassen; man versucht, sich ganz in den anderen hineinzusetzen, den Himmel in der Seele des anderen zu entdecken, um so den Himmel zwischen uns zu erfahren. Besser, so wird immer gesagt, das weniger Vollkommene in der Einheit als das Vollkommene im Alleingang. Jener „Himmel“, in dem wir einmal für Gott und einander ganz transparent sein werden, kann jetzt schon anfanghaft zwischen uns Wirklichkeit werden.

### *III. Sieben Aspekte verbindlichen Lebens*

Es genügt nicht, sich die Spiritualität des Fokolars nur durch Lesen anzuzeigen; es genügt auch nicht, sie für sich allein zu leben, eben weil sie eine Gemeinschaftsspiritualität ist. Die Frische der Spiritualität wird insbesondere durch die lebendige Verbindung zur Quelle des Charismas garantiert. Sie ist (wohl nicht bloß zu Lebzeiten des Gründers) eine entscheidende Vorbedingung für ein fruchtbares Apostolat. Es sind mehrere Millionen, denen das Wort des Lebens, wie es jeden Monat angeboten wird, wirksame Hilfe im Leben gibt; es läßt überall lebendige Zellen entstehen. Sie brauchen sich nicht

fest an das Werk zu binden, und doch gehören sie zu ihm. Wer aber im geschichtlichen Charisma von Chiara Lubich Gottes Anruf an sein Leben und die konkrete Gestalt seiner Nachfolge Christi erkannt hat, wer also seine Berufung als Fokolar oder „Freiwilliger“ im Werk entdeckt hat – dies gilt für Verheiratete und Ehelose, für Laien und Priester in gleicher Weise –, sucht Verbindlichkeit: für die Fokolare in Form von privaten Gelübden oder Versprechen, für die Freiwilligen durch konkret gelebte Bindung an das Werk. Dazu dient der regelmäßige Austausch über die Erfahrungen mit dem Wort des Lebens, das Sich-Mitteilen des eigenen Lebens, regelmäßige Einzelgespräche mit dem Verantwortlichen und die häufig geübte *correctio fraterna* in Form der „Stunde der Wahrheit“, in der man sich im Licht von Jesus in der Mitte gegenseitig hilft, noch mehr hineinzuwachsen in den Plan, den Gott mit jedem einzelnen Leben hat.

Prüfsteine verbindlichen Lebens, Konkretionen der Liebe sind jene sieben Aspekte des Lebens, die in einem hilfreichen Spiel auch mit den Farben des Regenbogens bezeichnet werden.

*Gütergemeinschaft, Vorsehung, Arbeit:* Jesus sagt von seinem Leben mit dem Vater: „Alles, was mein ist, ist dein . . .“ (Joh 17, 10); es wird uns als verpflichtendes Urbild in der Apostelgeschichte von der ersten christlichen Gemeinde berichtet: „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam . . . Es gab keinen unter ihnen, der Not litt“ (Apg 4, 32). Diese Realität wurde im Fokolar von Anfang an als natürlicher Ausfluß einer gemeinschaftlichen Spiritualität gesehen. Schritte in die Gemeinschaft sind deshalb immer auch mit der Bereitschaft verbunden, nicht nur Geld und Besitz, sondern auch andere Werte, wie die Talente, kostbare Zeit, die Verfügung über die Freizeit, ja, die eigenen geistlichen Erfahrungen in die Mitte zu geben. Nicht Armut ist dabei die eigentliche Sinnspitze, sondern das gemeinsame Teilen, so daß keiner Not zu leiden braucht; ein Teilen, das weltweit geübt wird und an diesem weltweiten Maßstab auch Maß nimmt. Dieser Haltung innerer Freiheit des Teilens entspricht zum einen ein ausgesprochenes Ethos der Arbeit und ein Ernstnehmen der Problematik der Arbeitswelt und der wirtschaftlichen Zusammenhänge, zum anderen aber auch ein unbegrenztes Vertrauen in Gottes Vorsehung, auf die mit einer heiligen Vermessenheit vertraut wird, entsprechend dem Herrenwort: „Euch aber muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen, dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6, 33).

*Apostolat der Einheit:* Das typische Apostolat des Fokolars ist das gemeinsame Zeugnis gegenseitiger Liebe: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“ (Joh 13, 35). Das Leben lebendiger

Zellen in unserer Gesellschaft strahlt aus und spricht an. Dies gilt auch für das persönliche Zeugnis: Es ist zunächst ein Apostolat des Seins; und wo geredet wird, soll nur das weitergegeben werden, was auch gelebt wird. Daraus folgt, daß Jugendliche die Apostel der Jugendlichen sind, daß Verheiratete sich gegenseitig in ihrem Leben helfen, daß Priester durch das Zeugnis priesterlicher Gemeinschaft eingeladen und angesteckt werden. Gemäß dem spezifischen Ziel des Werkes ist die Hauptstoßrichtung des Apostolats die Verwirklichung des Testaments Jesu in der Kirche, zwischen den Kirchen und weltweit. Der Ort des Fokolars ist deshalb überall dort, wo noch nicht Einheit ist, sondern Spannung, Zerrissenheit, Wunden: in schwierigen Situationen, im ökumenischen Ringen, an sozialen Brennpunkten, bei den Fernstehenden.

*Geistliches Leben zwischen Kreuz und Auferstehung:* Gerade das geistliche Leben in Gemeinschaft setzt ein tiefes persönliches Leben mit Gott voraus. „Nur eines ist notwendig“ (Lk 10, 42): Diese einmalige Entscheidung für Gott, die am Anfang des Weges in das Werk steht, wird jeden Morgen erneuert in der Wahl des verlassenen und gekreuzigten Herrn. Das Hören auf die Stimme Gottes in uns, der ständige Blick auf das Wort des Lebens, durch das Gott unser Leben durchleuchtet, und der Anruf des Mitmenschen sind wie Koordinaten, die helfen, im Jetzt, im gegenwärtigen Augenblick in Gottes Willen zu sein. Die Christusbeziehung bewegt sich ständig zwischen zwei Feuern: dem lebendigen Christus in mir und seiner Gegenwart im Bruder. Jede Einkehr in die Stille ist deshalb keine Rückkehr zu ihm, sondern Fortsetzung des Gespräches mit ihm, dem man den ganzen Tag über „draußen“ im Mitmenschen, in seiner Gegenwart unter uns begegnet ist. Das Leben mit ihm in der Mitte erspart in der Regel viele Durststrecken, Umwege und Anfechtungen eines nur individuell gestalteten geistlichen Lebens; dieser Weg der Liebe ist ein Weg für alle, nicht nur für Eingeweihte. Dem Fokolar sind die normalen geistlichen Übungen wie Gewissensforschung, Betrachtung, Rosenkranz, Besuch des Allerheiligsten, tägliche Messe und häufige Beichte Selbstverständlichkeit; das ihm typische Gebet aber ist das gemeinsame Beten nach Mt 18, 20: „Alles, was zwei von euch auf Erden gemeinsam erbitten (,consenserint‘), werden sie von meinem Vater erhalten.“

*Natur und Leib; Umgang mit Gesundheit und Krankheit:* Konkretheit der Liebe heißt auch Leibhaftigkeit; der ganze Mensch ist mit der christlichen Agape gemeint. Die Eucharistie wie auch die Erfahrung des mystischen Leibes durch die Gegenwart des Herrn „Wo zwei oder drei ...“ machen den Menschen im Tiefsten heil und gesund. Der Umgang mit der Natur, mit seinem eigenen Leib und mit seiner Gesundheit, Freizeit, Erholung und Urlaub, aber auch das Durchleben von Schmerz und Krankheit erfahren durch das gemeinsame Leben so etwas wie eine dritte Dimension: die des Leibes

Christi. Das Sterben wird von allen mitgetragen; die Beziehung bleibt, ja verdichtet sich zu denen, die hinübergegangen sind. Die Gräber und Friedhöfe der Fokolare zeugen von österlicher Freude.

*Haus und Kirche, Wohnung und Kleidung: offen, gastlich, harmonisch:* Liebe, Offenheit und Zuwendung machen die Kirche zur „Stadt auf dem Berge“ auch in unserer Zeit. Kennzeichnend für die christliche Gemeinde ist die Gastfreundschaft: „Komm in mein Haus!“ Eine Bewegung, die das Leben der Familie von Nazaret zum Ideal hat und sich bewußt als Familie versteht, braucht eine Atmosphäre, die den einzelnen sich wirklich zu Hause fühlen läßt, die zugleich aber auch für Gäste offen und anziehend wirkt. Dies gilt für die Gestaltung des Hauses, der Zentren der Bewegung, die Planung der großen Sommertreffen wie für Kleidung und die Darstellung der Bewegung in der Öffentlichkeit: schlicht, modern, harmonisch, einladend. Das Wort Jesu von den „Lilien des Feldes“ (Mt 6, 28 f.) verweist auf eine tiefere Schönheit. Die Vorsehung des Vaters schenkt das Nötige, das mit der entsprechenden Phantasie der Liebe gestaltet wird. Musik, Kunst, Handwerk im Werk Mariens sind modern und versuchen Ausdruck des eigenen Lebens, der Seele zu sein. Kirche soll den Menschen von heute unaufdringlich, mit neuem Gesicht, einladend begegnen und für den modernen Menschen wieder zur Heimat werden können.

*Weisheit und Studium:* „Wer mich liebt, dem werde ich mich offenbaren“ (vgl. Joh 14, 21); „wer nicht liebt, der hat Gott nicht erkannt“ (1 Joh 4, 8). Dies haben die ersten Fokolare buchstäblich erfahren, als sie im Licht der gegenseitigen Liebe, in der Er zugegen war, den Glauben und das Evangelium immer tiefer verstanden. Ihre Bücher (Chiara Lubich war Philosophiestudentin) brachten sie auf den Speicher, so wird erzählt, soweit diese nicht samt den ursprünglichen Studienabsichten durch den Krieg zerstört waren. Erst aus dieser Weisheit der Kinder Gottes heraus gingen sie wieder neu auf Studium und Wissenschaft zu. Zwei Jahre in einem Bildungszentrum in Loppiano bei Florenz dienen der Ausbildung der Fokolare; auch für die Freiwilligen, die Verheirateten, die Priester und Ordensleute gibt es Schulungskurse von verschiedener Dauer. Ein z. Z. vierjähriger Fernkurs über Theologie, Studienwochenenden zum Thema Ökumene, Judentum, Weltreligionen, soziale Fragen, je nach Ländern verschieden, gehören zum verpflichtenden Programm; die Jahresthemen, in denen die Schwerpunkte der Spiritualität entfaltet werden, werden in mehrtägigen Exerzitien jedes Jahr für alle Mitglieder verinnerlicht. Besonders fruchtbar erweist sich bei all dem der gegenseitige Austausch, eben jenes Licht der Weisheit, das aus dem gemeinsam gelebten Evangelium kommt.

*Einheit durch gegenseitige Kommunikation:* Daß „die vielen . . . ein Leib sind“ (1 Kor 12, 20), ist zwar eine mystische Realität, die wie die Gegenwart Jesu in der Mitte nicht an menschliche Grenzen von Zeit und Ort gebunden ist. Sie wird aber nur dann zur greifbaren Erfahrung, wenn die gelebte *Communio* auch zur Kommunikation führt. Z. T. täglicher Austausch, notfalls am Telefon, mindestens wöchentliche Treffen (insofern man nicht in *vita communis* lebt), Briefe und monatliche Berichte, Telegramme in alle Welt, wenn ein wichtiges Gebetsanliegen sofort alle erreichen soll, eine Konferenzschaltung, die alle Zentren der Welt zweimal im Monat für wenige Minuten verbindet und wo die wichtigsten Nachrichten ins Zentrum und vom Zentrum, vor allem aber der entscheidende geistliche Impuls für die nächsten Wochen mitgeteilt werden, zeugen davon, daß weder Mittel noch Zeit noch Entfernung gescheut werden, damit die Einheit des Leibes und jene Beziehung unter allen gefestigt wird, durch die der Herr unter den Menschen gegenwärtig wird.

#### *IV. Das Fokolar: ein Weg für die Kirche in unserer Zeit*

Erneuerungsbewegungen, Gründungen in der Geschichte der Kirche sind immer eine Antwort Gottes auf die besondere Herausforderung einer Zeit; wenn er durch das Werk Mariens der Kirche und Menschheit von heute das Wort „Einheit“ sagen möchte, entspringt dies nicht nur seiner eigenen Leidenschaft quer durch die Heilsgeschichte hindurch, sondern es entspricht auch einer tiefen Sehnsucht unserer heutigen Zeit. Für eine Zeit totaler Kommunikation und der Faszination durch die Ideen des Sozialismus und Kommunismus braucht es eine Kirche, die immer mehr einholt, was sie selbst über sich im letzten Konzil gesagt hat: daß sie Zeichen der Einheit und gelebte *Communio* des Volkes Gottes sein will. Wenn das Fokolar nichts anderes sein will als diese Kirche und damit ein Stück erneuerte Menschheit, dann kann auch die Kirche in ihr sich wiedererkennen.

So wie es darum geht, die ganze Wirklichkeit Gottes, die Jesus uns geschenkt hat, also das dreifaltige Leben hier auf Erden zu leben, so soll auch nichts von dieser Erneuerung ausgespart werden: die ganze Menschheit ist das Ziel. Zusammen mit anderen an möglichst vielen Stellen dieser Welt „*sacramentum mundi*“ sichtbar und erfahrbar zu machen in der Verwirklichung des neuen Gebotes Jesu – das ist der Auftrag des Fokolars und damit der Beitrag des Werkes Mariens für die Kirche von heute.

Pater Joseph Kentenich

## Liebesbündnis als Grundidee des Christentums

In unserer epochalen Übergangszeit mit ihren Kennzeichen von Sinnverlust und neuer Sinnsuche gibt es weltweit immer neue Ansätze zu Deutungen des Gesamtzusammenhanges der Wirklichkeit, die für den modernen Menschen „greifen“, ihm Halt und Orientierung geben können. Diese Bemühungen wollen „Bausteine für ein neues Weltbild“ anbieten, wie es im Untertitel von Capras „Wendezeit“ heißt, einem der Leitbücher der „New age“-Bewegung. Man muß wohl, was in Schönstatt mit „Bund“ und „Liebesbündnis“ gemeint ist und gelebt wird, in einem solchen Zusammenhang sehen, um seine Bedeutung erfassen zu können. Hier sollen einige Texte Pater Kentenichs folgen, die solche „Bausteine für ein neues Weltbild aus schönstättischer Sicht“ zusammentragen möchten. Es sind Passagen aus einem größeren Zusammenhang, geschrieben 1952 im Exil. Gelegentliche apologetische Klänge muß man aus dieser Situation verstehen. Man wird aber auch immer dem wachen und weitschauenden Geist des Gründers begegnen, der unentwegt alle neuen Aufbrüche in und außerhalb der Kirche verfolgt und mit seinem eigenen Paradigma von „Bund“ und „Liebesbündnis“ in Beziehung gesetzt hat. – Bei dem letzten Text muß man dabei auf den Zeitpunkt der Entstehung und die Situation der Theologie von damals achten: Es ging im Gefolge der Enzyklika Pius' XII. „Mystici corporis“ darum, ein gleichzeitig stärker aus dem Mysterium der Kirche gespeistes und den modernen Entwicklungen flexibler antwortendes Kirchenbild zu erarbeiten. Es erwies sich, daß die dadurch angestoßene Entwicklung eine der stärksten treibenden Kräfte war, die das Konzil ermöglichten und prägten. Was Pater Kentenich deshalb zu „Gliedschaft“ im mystischen Leib Christi sagt, kann sinngemäß ohne weiteres auf die heutige Sicht des Kirchenbildes – ob als „pilgerndes Gottesvolk“ oder als „Communio“ – übertragen werden. Es geht ihm um die Verwurzelung des Einzelnen im Ganzen der Bundeswirklichkeit.

Die *Häresien der Zeit* gehen aufs Ganze: auf Lösung und Lockerung, auf Entwurzelung des gesamten Bindungsorganismus nicht nur in der übernatürlichen, sondern auch in der natürlichen Ordnung. Damit ist für eine *umfassende, erleuchtete, zeitgemäße Gegenbewegung* klar und deutlich die Magna Charta geschrieben. Sie darf nicht bei Symptombehandlung stehen bleiben. Sie muß der Krankheit an die Wurzel gehen. Sie muß das Zukunftsbild der Kirche vor Augen haben, wie Gott es am neuen Ufer der neuesten Zeit verwirklicht wissen will und das Ihrige wagemutig und kühn zu seiner schnellen und möglichst vollkommenen Vollendung tun. Wir haben zu diesem Zweck den zwar schwersten, aber auch wirksamsten Weg gewählt. Wir möchten als Bewegung den universellen Neuaufbruch der Kirche am anderen Ufer – selbstverständlich stets in gebührender Abhängigkeit von der augenblicklich regierenden amtlichen Kirche – vorwegnehmen und so den Reformbestrebungen der Päpste des letzten Jahrhunderts dienen. Der Weg ist schwer, weil er sich als überaus kühn ausweist und weil er notwendig mit ungezählt vielen bestehenden Auffassungen und Einrichtungen in Kollision geraten muß. Von hier aus wird die heute vielen Außenstehenden schwer faßbare Methode der Familie einigermaßen verständlich. Zunächst haben wir uns unerschütterlich

fest auf dem Boden unseres Fundaments verankert: auf dem Fundament unseres originellen Liebesbündnisses. Keine Macht der Welt und Unterwelt hat uns davon abtreiben können. Im Gegenteil: Alle Versuche nach der Richtung haben das Bündnis vertieft, vervollkommen und – so dünkt uns – unzerreißbar gemacht. Dadurch gewannen wir ein Doppeltes: eine feste zentrale Verankerung und bei aller Ehrfurcht vor der Tradition eine starke Beweglichkeit allen Lebensformen und Lebensbedürfnissen gegenüber, die sich als zeitbedingt und nicht als unabänderlich, als wesensnotwendig erwiesen.



Wie jede gesunde, begnadete Erziehungsbewegung, so wissen wir die wesentlichsten Belange durch wenige geniale Griffe zu sichern. In unserem Falle sind es drei: Es ist zunächst der außerordentlich stark betonte praktische Vorsehungsglaube, von dem man gesagt hat, er sei schlechthin unsere „Weltanschauung“. Er bringt uns während des Alltags ungezählt viele Male in lebendigste Fühlung mit dem lebendigen Gott der Geschichte, der uns in allen Situationen begegnet und eine Antwort erheischt. Darum ist dieser Glaube und seine Schilderhebung von solch ausschlaggebender Bedeutung und die Hoffnung, der Hl. Vater würde einmal diesen Vorsehungsglauben durch offizielle Anerkennung Schönstatts weiten Kreisen nahelegen, keine Utopie . . .

Dieselbe Funktion wird allseits vertieft durch das Liebesbündnis, das lebendige Menschen stetig in innigste Verbindung mit dem Gott der Liebe bringt und deshalb mit dem abstrakten Gottesbegriff auf der ganzen Linie aufräumt.

Die Wirkung wird dadurch noch umfassender, daß sowohl Vorsehungsglaube als Liebesbündnis betont marianischen Charakter hat. Wir wissen, daß die Marienverehrung alles Religiöse in eminentester Weise verlebendigt. Wir denken dabei an das Wort Pius X. von der *vitalis Christi cognitio*, die die Marienliebe schenkt, und die tiefschürfenden Untersuchungen über die Funktion der niederen Ordnung – dazu gehört auch die Gottesmutter – der höheren, Gott, gegenüber. Die drei Worte: Ausdruck, Schutz, Hilfsmittel geben die Richtung für unser Denken an.



Ein Blick in die Bündnisgeschichte konstatiert zwei beachtliche Tatsachen. Die erste ist uns bereits bekannt. Wir können sie aber nicht ernst genug nehmen und uns nicht oft genug darauf zurückbesinnen. Es handelt sich um Ursprung und Eigenart dieses Liebesbündnisses: mit Schönstatt als Ort und Familie. Dabei dreht es sich zunächst nicht bloß um eine klar erfaßte, abstrakt gesehene und gedeutete Idee, sondern um einen ganz neuen Lebensvorgang in der

übernatürlichen Ordnung, der nur im Glauben erfaßt werden kann, der sich in geladener Dynamik ständig wiederholt und unwiderstehlich zur Entfaltung in die Länge, Breite, Tiefe und Höhe drängt; es geht um einen neuen Anfang, um einen neuen Einbruch Gottes in die Heilsgeschichte, um eine neue Gnaden- und Lebensquelle, die unaufhaltsam in endlosem Reichtum sprudelt und Welt und Kirche durchströmen und wandeln möchte; um das principium et fundamentum des gesamten Schönstattwerkes, schlechthin um eine ganz neue göttliche Initiative.

Die zweite Tatsache ist von ähnlicher Bedeutung. Alles, was in der Familie an Organisation und Lebensformen, an Lebenskraft und Fruchtbarkeit geworden ist, verdankt Sein und Wirken, Werden und Wachsen diesem originellen Liebesbündnis. Freilich waren gleichzeitig Erkenntnisquellen wirksam, die uns auf den Liebeswunsch und -willen des göttlichen Partners aufmerksam machten: vor allem die Seinsstruktur von Menschen und Dingen und die Gottesstimmen, die durch die Zeichen der Zeit an Herz und Ohr drangen – oder, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, das Gesetz der geöffneten Türe. Aber das Liebesbündnis hat die Familie aufgeschlossen für diese Sprache, hat ihr ein feines Gespür für die richtige Deutung und die Kraft zu eindeutiger Antwort gegeben. Das läßt sich leicht und ungezwungen von allen Einrichtungen und Strömungen bis in alle Einzelheiten nachweisen. Mag es sich dabei um äußere Formen der Erziehung wie den Kontrollapparat oder um die Gestalt der Organisation wie die Strukturlinien von Liga, Bund und Verband oder um unsere Geistigkeit wie Blankovollmacht und Inscriptio handeln oder um Werktags-, Werkzeugs- und Bündnisfrömmigkeit: alles ohne Ausnahme ist langsam nach dem Gesetz der geöffneten Türe aus diesem Liebesbündnis wie Stengel, Knospe und Frucht aus der Wurzel herausgewachsen. Das gilt auch vom Vaterprinzip. Gewiß haben Zeitenstimmen uns als Gottesstimmen schrittweise unmißverständlich darauf aufmerksam gemacht. Das Liebesbündnis hat uns jedoch nicht nur dafür neues Verständnis geschenkt, sondern auch mit einer elementaren geheimen Triebkraft dahin gedrängt. Damit berühren wir ein Geschenk, das spätere reflexive Durchforschung jahrzehntelanger gnadenhafter Entwicklung spezielle Wallfahrtsgnade der Beheimatung im Herzen des Vatergottes genannt hat und das als sinngemäße Krönung, Verankerung und Verlebendigung des praktischen Vorsehungsglaubens angesprochen werden darf. Während wir uns sorgsam um das Leben aus dem Liebesbündnis mit der Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt mühten, nahm sie uns mütterlich an der Hand, wies durch innere Gnadenanregungen, die durch Zeitgeschehen und Lebensnot vorbereitet und unterstützt wurden, nachdrücklich und wirksam – ohne daß es von Anfang an von uns so erwartet und geplant war – auf den Vatergott hin. Das Liebesband, das uns kraft des Bündnisses mit ihr verband, wurde von ihr mit großer Sorgfalt weiter geknüpft und verknüpft mit dem Vater . . . Weil

wir uns schlicht führen ließen und der Führung willig folgten, ohne uns von gebräuchlicheren Formen und Formeln in eine bestimmte Richtung zwingen zu lassen, wurde die Familie mehr und mehr ein ausgesprochenes Vaterreich, das von dem Grundgedanken des „Vater unser“ regiert wird. Das ist um so mehr zu verwundern, als der gewöhnliche Weg göttlicher Führungen und Fügungen per Mariam ad Jesum et per Jesum ad Mariam geht. Das gilt für uns doppelt und dreifach, weil wir von Anfang an eine besondere Sendung in Herstellung und Pflege der Zweieinheit zwischen Jesus und Maria erblickten . . . Man darf darum mit Recht behaupten, daß die Führung durch die Gottesmutter zum Vater nicht nur ohne, sondern in gewissem Sinne gegen unsere ursprüngliche bewußte Absicht geschah. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß solche Führung ein festes Fundament, einen deutlichen Ansatz- und Stützpunkt im sorgfältig gepflegten Vorsehungsglauben hatte und durch die Bedürfnisse und Nöte der Zeit unterstützt wurde. Ebenso muß konstatiert werden, daß die Familie von dem Augenblicke an, wo sie den göttlichen Fingerzeig erkannte, mit allen Mitteln auf die Anregung einging, und mit vollen Segeln in die sich öffnende neue Wunderwelt hineinfuhr. Je mehr sie dorten beheimatet wurde, desto helllichtiger wurde sie; desto klarer erkannte sie, daß die ganze Liturgie patrozentrisch eingestellt ist und daß der Heiland in seinem persönlichen Beten und in seiner Lehrweisheit ständig um den Vater kreist, daß füglich seine Dauerhelferin mit ihm die Aufgabe teilt, alle, die sich ihr schenken, in und mit Christus zum Vater zu führen. Erst am Schluß des Weges wurde uns klar, wie in der uns gewordenen Führung sich in wundersamer Weise Lebensvorgänge aus dem natürlichen Bereich widerspiegeln oder – wenn man es lieber und genauer so ausdrücken will – wie die natürliche Ordnung auch hier ein Spiegel der übernatürlichen ist. Wegen der dauernden Lebensbeziehungen zwischen Mutter und Kind knüpfen sich naturgemäß gewöhnlich die Liebesbeziehungen zwischen beiden schnell und innig. Beim Vater fehlt diese Grundlage. Jedenfalls ist sie zumeist nicht im selben Ausmaße vorhanden. So kommt es, daß die Liebesbeziehungen zwischen Vater und Kind zum großen Teil von der Mutter abhängig sind. Sie muß vielfach dem Kinde zum Bewußtsein bringen, wer sein Vater ist, sie muß wieder und wieder auf ihn hinweisen und ihn – selbstlos dienend – in den Mittelpunkt stellen. Genau so, wie die MTA es mit ihren Schönstattkindern gemacht hat. Die Familie führte ihre Kinder zur Gnadenmutter von Schönstatt, und diese hat kein größeres Anliegen gekannt, als sie möglichst schnell auf den Vater hinzuweisen und sie zu Vater- und Vorsehungskindern per eminentiam zu machen . . . Daß die uns geschenkte Kindlichkeit von Anfang an eine synthetische oder organische war, stets geblieben ist und allezeit bleiben muß, liegt ganz im Rahmen unserer Familiensendung und Zeitnot. Es darf auch nicht wundernehmen, daß dieser synthetische Charakter der Kindlichkeit so stark in den Kreis der Diskussion hineingezogen worden ist und

vermutlich noch lange die Geister beschäftigen wird. Es stellt sich mehr und mehr heraus, daß es sich hier um ein Zentralproblem bei Rettung von Gesellschaft und Persönlichkeit handelt.



*Reflexionen zum 10. Internationalen Missionskongreß in Aachen, 2.-5. 6. 1952*

Das Christentum ist im Ringen um Welteroberung auf umfassende *Enteuropäisierung und Nationalisierung* bei aller internationalen Einstellung angewiesen, d. h. es muß sich als Ganzes von den überkommenen europäischen Kulturformen lösen, mögen diese als griechisch-römisches Erbe auch noch so hochstehend sein; es muß seine göttliche Substanz reinrassig den Völkern bringen und sich den völkischen Werten sorgsam anpassen; es muß diese in sich aufnehmen, es muß sie taufen und so bei aller individuellen und völkischen Eigenart eine gelockerte Welteinheit, eine Einheit im Übernatürlichen und Vielfalt und Vielgestalt im Natürlichen schaffen. Da begegnen wir dem Problem, das wir seit Jahrzehnten in metaphysischer Straffung *Rettung des gesamten natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus und der gegenseitigen Wechselwirkung* nennen, das wir in unserer pädagogischen und seelsorglichen Praxis konkret wirksam auf die *Form unseres originellen Liebesbündnisses mit Schönstatt als Ort und Familie* gebracht haben, und zu dessen schöpferisch kühner Lösung wir Wege beschritten haben, die morgen oder übermorgen erst verstanden werden, wenn die öffentliche Meinung stärker mit den Zeichen der Zeit rechnet und sich daran orientiert. Was wir mit unserer metaphysischen Formulierung ausdrücken, will Peters in seiner Art sagen, wenn er die Grundthese aufstellt: es sei Aufgabe der Kirche, das ganze Göttliche dem ganzen Menschlichen zu vermählen, und zwar dem ganzen Menschlichen, wie es sich in Individuum und Völkern darstellt. Das ist bis in alle Einzelheiten unser Prinzip, das in seiner schöpferischen Kraft die Schönstattwelt ins Leben gerufen hat, das Theorie und Praxis der Erziehung der Geschlechter beherrscht und seit Schönstatts Internationalisierung um konkrete Anwendung bei Völkern und Nationen der Welt ringt. Peters wagt das mutige Wort: „Wenn von der Auflockerung der Kulturgestalt der Kirche die Rede ist, denken viele sofort an die Gefahr von Schismen und Häresien. Ist es aber denkbar, daß die Achtung der Naturordnung zum Sprengmittel für die Ordnung der Übernatur werden könnte? Und ist es wirklich wahr, daß weites Entgegenkommen auf diesem Gebiete in der Geschichte Schismen und Häresien erzeugte? War nicht oft das Gegenteil festzustellen? Der Beweis ist noch zu führen, daß Abspaltungen von der Einheit der Kirche dadurch entstanden, daß man versuchte, das ganze Göttliche dem ganzen Menschlichen zu vermählen.“

Der Sinn für Enteuropäisierung und Nationalisierung des Christentums bei aller internationalen Weite wächst allenthalben. Er ist auf dem Wege, Gemeingut aller berufenen und interessierten Kreise zu werden. Darum mehrt sich auch ein Verständnis für den Wandel in der Methode nach dem Vorbild des kirchlichen Oberhauptes. Man wagt sich mehr und mehr mutig daran, die Grundideen des Christentums von zeitbedingten Formen zu lösen, sie warmerherzig zu künden und so den Weg für einen äußeren Gestaltwandel in dem Sinne freizumachen, daß neue Formen, wie sie durch Zeit und völkische Eigenart verlangt werden, ungehindert entstehen und bewährte alte beseitigt werden können. Man geht noch einen Schritt weiter. Man sucht nach einem *theologischen Grundprinzip*, von dem aus sich die gesamte übernatürliche Wirklichkeit leicht zusammenschauen und aufrollen und in Individuum und Gemeinschaft wirkungsvoll hineinsagen und hineingestalten läßt. Die Missionstheologie orientiert sich wachsend an der Enzyklika „Mystici Corporis“ und nimmt die damit gezeichnete Christusgliedschaft als Zentralidee. Dadurch glaubt sie vor allem drei Momente sichern zu können: eine überaus tragfähige dogmatische Grundlage für alle übernatürlichen Wahrheiten und Wirklichkeiten, einen fruchtbaren Anknüpfungspunkt für gesunde Anpassung an persönliche und völkische Eigenart und einen kraftvollen Imperativ zu unentwegt treuer Mitarbeit an der Christusgestaltung der Welt . . .

Schönstatt kennt und kultiviert bei seiner universellen und zeitoffenen Einstellung mit besonderer Sorgfalt den Gliedschaftsgedanken. Er klingt deshalb auch stark mit in seiner abstrakt gefaßten Grundtendenz: Rettung des natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus und der gegenseitigen Wechselwirkung. Als ausgesprochene Erzieher- und Erziehungsbewegung ist es sich aber bewußt, daß solche Formulierung wegen ihrer abstrakten Fassung nur für den Fachmann Norm und Maß sein kann, daß der Leitgedanke – ob er Christusgliedschaft oder doppelter Bindungsorganismus oder Vermählung des ganzen Göttlichen mit dem ganzen Menschlichen heißt – für das praktische Leben konkreter geformt sein muß. Es findet die Antwort in seinem originellen Liebesbündnis mit Schönstatt als Ort und Familie. Der Gliedschaftsgedanke ist dafür eine wesentliche Grundlage. Wir hörten bereits, daß Paulus nicht nur die Haupt- und Glied-Idee, sondern auch der Brautschaftsgedanke geläufig ist, in dem der neutestamentliche Liebesbund mit Gott wurzelt. Das Liebesbündnis nimmt aber – und das ist ein großer pädagogischer Vorteil – dem Gliedschaftsgedanken den Charakter der Abstraktion und die Gefahr des Hinabgleitens ins Impersonale und sichert ihm in überaus feiner, unauffälliger und doch wirksamer Weise das urpersönliche seelische Ineinander und damit seine persönlichkeitsbildende Macht. Das Bündnis mit dem Ort fügt zur personalen Bindung die lokale hinzu. Die im Bündnis mitklingende historisch bedingte Einstellung auf die Idee des modernen Werktagsheiligen oder des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ und Welteroberung rundet den

Bindungsorganismus ab. – Personale, lokale und ideenmäßige Bindungen verbinden sich so miteinander zu einer geschlossenen Einheit; und da sie untereinander, aber auch nach oben und unten, d. h. mit Rücksicht auf die beiden Ordnungen – die natürliche und übernatürliche – synthetischen oder organischen Charakter haben, steht die Welt in konkreter Form vor uns, die wir den doppelten Bindungsorganismus in seiner gegenseitigen Wechselwirkung oder die Idee der Christusgliedschaft in ihrer Vollentfaltung nennen können. Wir machen ja das Bündnis nicht nur mit den drei Personen der Heiligsten Dreifaltigkeit, sondern auch mit der lieben Gottesmutter, wie sie ihren Thron im Heiligtum aufgeschlagen hat. Damit bejahen wir die gesamte Heilsordnung und sichern dem Gottesbund – wie wir schon so oft dargestellt haben – Festigkeit, Stetigkeit, Universalität nach allen Seiten und Fruchtbarkeit. Die Filialheiligtümer sorgen dafür, daß die internationale Verankerung im Urheiligtum sinngemäß durch eine sorgfältig genährte Nationalisierung ergänzt und so der Idee der Enteuropäisierung im umfassenden Sinne Rechnung getragen wird. Unsere ausgesprochene Bewegungspädagogik ist verantwortlich, daß sich keine seelenlosen Formen einbürgern und den Lebensstrom zum Versickern bringen.

Wer unser Liebesbündnis in dieser Größe und Weite sieht, in der wir der geistigen Entwicklung vorauszuweichen scheinen, und wer das Interesse des Teufels an Aufrichtung einer antichristlichen Welt- und Gesellschaftsordnung richtig einkalkuliert, der wundert sich nicht über die Kämpfe, in die wir hineinverstrickt sind.

Aus all dem ergibt sich, daß wir eine dreifache Aufgabe sorgfältig im Auge behalten müssen. Es gilt zunächst, das Liebesbündnis für uns persönlich selbst neu zurückzuerobern und zur Grundform unseres Lebens und Liebens zu machen. Zweitens muß die Familie als Ganzes sich auf ihr Fundament, auf ihre Lebens- und Segensquelle zurückbesinnen und sich bewußt auf diesen Boden stellen. Dann fällt es ihr leicht, drittens auf Welteroberung auszugehen und dafür mitzusorgen, daß die Kirche am anderen Ufer im In- und Ausland, in Heimat und Missionsgebieten die Gestalt erhält, die Gottes Vatergüte und -weisheit dafür vorgesehen hat.

## SCHÖNSTATT SPIRITUELL

*„Ewig denkt er an seinen Bund,  
an das Wort, das er gegeben hat für tausend Geschlechter“ (Ps 105, 8)*

„EWIG DENKT ER AN SEINEN BUND“ – dieser Satz kann einem wahrlich den Atem verschlagen. „Ewig“ – also ist das Bundesgeschehen von Gottes Seite aus nichts Abgeschlossenes, keine verstaubte Angelegenheit von „gestern“, sondern pulsierendes Leben heute und morgen bis in Ewigkeit. Gott denkt an seinen Bund, den er in göttlicher Initiative wie einst mit Abraham, Isaak und Jakob (9 f), so bis heute und auf ewig mit einzelnen schließt – um der „tausend Geschlechter“ willen. Und er denkt an seinen Bund nicht theoretisch-abstrakt, sondern so, daß sein ewiger Bundesplan als Liebesplan von Herz zu Herz konkrete Wahrheit wird.

Als die von Gott vorgesehene geschichtliche Stunde, die „Fülle der Zeiten“ (Gal 4, 4) gekommen war, hat er auf ein schwaches kleines Menschenkind „geschaut“. In seiner Liebe hat er eine von uns ausersehen, erwählt, und seinen Bund auf ewig in Maria „geerdet“. Das ist das Große, das der Mächtige an ihr getan hat; dafür preisen wir ihn, aber auch sie inmitten der tausend Geschlechter selig „von Geschlecht zu Geschlecht“ (Lk 1, 48). Im Dunkel des Glaubens hat Maria ihre Antwort gewagt, das Jawort an jenen Gott des Lebens und der Geschichte, der sie in der Einheit von Geist, Seele und Leib total für seinen Bund beansprucht hat. In Maria ist Gottes Liebesbund Mensch geworden und hat einen Namen bekommen: Jesus Christus! Er ist das uns von Gott gegebene „Wort für tausend Geschlechter“, das unverbrüchliche Bundes-Ja des treuen Gottes in Person: damit wir „das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10, 10).

Leben dürfen in seinem Bund – das ist „das“ Wunder seiner Gnade! Jede Taufe schenkt dem einzelnen Menschenkind auf ewig daran Anteil. Jede Eucharistiefeier stärkt, nährt und vertieft das Leben in seinem Bund, uns erworben durch das Opfer des Neuen und ewigen Bundes, das der „treue und zuverlässige Zeuge“ für Gottes Bundeswillen (Offb 3, 14) ihm an unserer Stelle dargebracht hat. Jede ehrliche Beichte erneuert den Bund, den wir mit unseren täglichen Nachlässigkeiten, Fehlern und Sünden immer wieder anbröckeln oder gar brechen. Die Bundesgeschichte ist von Gott aus die Geschichte seiner Bundestreue, von uns aus aber nur zu oft die Geschichte vom Bundesbruch: „... sie täuschten ihn mit falschen Worten, und ihre Zunge belog ihn. Ihr Herz hielt nicht fest zu ihm, sie hielten seinem Bund nicht die Treue. Er aber vergab ihnen voll Erbarmen die Schuld“ (78, 36 f). Die, von denen hier die Rede ist, sind nicht irgendwelche anderen – das sind wir!

„Ewig denkt er an seinen Bund!“ Im IV. Hochgebet heißt es darum: „Immer wieder hast du den Menschen deinen Bund angeboten.“ In Jesus

Christus geht das Bundesgeschehen weiter. Der Vater und der Sohn wirken im Heiligen Geist „bis zur Stunde“ (Joh 5, 17). Bei jeder Berufung eines Menschen in die Lebensform der engeren Nachfolge wird das ewige Gedenken Gottes an seinen Bund erneut konkret. Jede Gründung einer geistlichen Gemeinschaft/Bewegung ist Verwirklichung von Bund. Sie setzt die göttliche Initiative einer Inspiration von „oben“ und das Jawort des Gründers voraus und stiftet eine neue Form der Einheit von Menschen mit Gott und untereinander. Und Maria ist immer „dazwischen“ und „dabei“; ja, sie kann im Auftrag des Vaters und des Sohnes selber, wie die Geschichte Schönstatts zeigt, zur Bündnispartnerin werden und das Leben im Bund auf ungeahnte Weise verlebendigen, reich und warm, aber auch anfordernd machen. Als Mutter und Erzieherin sorgt sie dafür, daß die Weisungen des Herrn angenommen werden im Sinne einer Orientierung des gesamten Lebens am Willen des Herrn: „Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2, 5).

Was aber fordert das Leben im Bund näherhin? Der Beter von Ps 105 sagt es präzise. Wie Gott an seinen Bund denkt, indem er ihn bis zur Stunde an jedem neuen Tag verwirklicht, so sollen auch wir tun: „Denkt an die (Bundes-) Wunder, die er getan hat“ (5). „Sinnt nach über all seine Wunder“ (2). Die leichteste Möglichkeit für solches „Nachsinnen“, solches „Nachkosten“ bietet sich in der abendlichen persönlichen „Tagesschau“ an. Daraus erwächst dann das Danken und vertrauensvolle Bitten: „Dankt dem Herrn!“ – stellvertretend auch für alle, die das nicht mehr tun. „Ruft seinen Namen an“ (1), „singt ihm und spielt ihm“ (2) als erwählte „Kinder“ des Bundes (6).

Und noch etwas: Jeder neue Bundesschluß in der Taufe, jedes Liebesbündnis stellt in eine Sendung. Die empfangene Gnadenfülle muß weitergegeben, Gottes große Taten müssen unter den Menschen und Völkern bekanntgemacht werden (1). Beides ist also nötig: das kontemplative Nachsinnen über seinen Bund, aber auch das apostolische Wirken, das Verkünden und Berichten alles dessen, was wir im Bund mit ihm erfahren und empfangen: wie der treue Gott uns in jeder Not nah ist und seine „Wolke“ über uns ausbreitet, um uns zu behüten (39), wie er immer neu „Feuer“ schenkt, Licht, um jede „Nacht“ zu erleuchten (39). Immer wieder sättigt er uns mit „Brot vom Himmel“ (40). Ja, er hat seinen „Josef“ vorausgesandt, der selber für die Seinen härteste Leiden erdulden mußte (17 f) bis zu der Zeit, da das Wort von Gottes Liebesbund „sich erfüllte und der Spruch des Herrn ihm recht gab“ (19).

Weil Gott ewig an sein „heiliges Wort“, „an seinen Bund“ denkt (42, 8), führt er seine Erwählten auch weiterhin aus aller Bedrängnis heraus – „in Freude“, ja „in Jubel“ (43). Unsere Antwort sollte darum in Kurzfassung der gleichen, mit der schon der Beter von Ps 105 sein Bundesgebet geendet hat: „Halleluja!“

*Barbara Albrecht*

## BUCHBESPRECHUNGEN

GRIGNION VON MONTFORT – EIN KIRCHENLEHRER? Der bekannte Mariologe René Laurentin (Paris) präsentiert unter dem Titel „Gott allein ist meine Leidenschaft“ eine Studie über das Leben, die geistliche Erfahrung, die Theologie und die Aktualität des heiligen Ludwig Maria Grignon von Montfort. Aktueller Anlaß zu dieser, wenn nicht einzigen, so doch wohl gründlichsten Studie über den umstrittenen Heiligen aus der Sicht der heutigen Theologie, sind die Bemühungen, Grignon zum Kirchenlehrer zu erklären (die auch die Unterstützung des Heiligen Vaters haben). Laurentin setzt sich zu Beginn detailliert und überzeugend damit auseinander, ob eine solche „Erhebung“ sinnvoll sein kann für unsere Zeit. Er nennt die vielfältigen Einwände: die Schwierigkeit der „barocken Sprache“, der Begriff der „esclavage“ (Sklavenschaft Mariens), die Übertreibungen, der starke Akzent auf Weltverachtung u. a. m. Im Verlauf seiner gründlichen Studie verlieren solche, auf den ersten Blick gravierenden Schwierigkeiten erheblich an Gewicht.

Es folgt eine Biographie des Heiligen. Dabei kann es überraschen, daß der Hauptakzent im Leben des 1673 als Ältester von 18 Kindern zur Welt gekommenen Ludwig Maria Montfort in seiner Liebe zu den Armen liegt. Seine radikale Solidarisierung mit ihnen – vor allem im Hospital von Poitiers und im Krankenhaus La Salpêtrière mit 4000 Armen – ist beispiellos. Er wollte Priester der Armen sein und wurde in einer letzten Entäußerung ein Armer unter Armen.

Als Volksmissionar auf seinen zahlreichen Reisen in dem Bemühen, das weithin entchristlichte Volk zu einem lebendigen Glauben zurückzuführen, hatte er viele Feinde. Sein Leben ist voll von Intrigen bis hin zu dem Versuch, ihn zu vergiften. Er starb 1716 völlig entkräftet, in seiner rechten Hand das Kruzifix, in seiner linken ein kleines Bild der Madonna: die beiden Zeichen seiner besonderern Liebe. Nach Grignions eigenen prophetischen Worten blieb sein Hauptwerk „Traité de la vraie dévotion à la Sainte Vierge“ (Abhandlung über die Ganzhingabe an Maria) bis 1842 in einer Kiste verborgen. Nach der Entdeckung des Büchleins wurde es eines der meist gelesenen Werke geistlicher Literatur und zum Ausgangspunkt religiöser Erneuerung. Am 20. Juli

1947 wurde Grignon von Montfort heiliggesprochen.

In einem dritten Teil behandelt Laurentin das Thema „Maria im Leben von Ludwig Maria Grignon“. Dabei wird ganz klar, daß die „Liebe zur ewigen Weisheit“, zu Jesus Christus, den ersten Platz einnimmt. Die Ganzhingabe an Maria ist für ihn das Mittel und der Weg zu einer tiefen Christusliebe. Wenn uns die Hingabe an die heilige Jungfrau von Christus entfernt, so soll man sie wie eine Täuschung des Teufels wegwerfen, erklärt der Heilige. Eine Kreuzestheologie und eine betonte Theologie des Heiligen Geistes bilden bei Grignon zwei wesentliche, ergänzende Pole zu seiner Mariologie. Die Grignionsche Spiritualität trägt außerdem trinitarische und patrozentrische Züge.

Das Buch schließt mit einer sorgfältigen Einführung in das kleine Werk „Geheimnis Mariens“ und einer neuen Ausgabe des Textes. Dabei wird deutlich, was Grignon unter „Sklavenschaft“ versteht: Abhängigkeit in Liebe und darum Freiheit. In einigen aufschlußreichen Exkursen analysiert Laurentin zentrale Termini des Verfassers und zeigt ihre theologische Verwurzelung. Man ist überrascht, daß die bei ihm am meisten gebrauchte Formel das „Dieu seul“ ist, Gott allein!

Grignions Bedeutung liegt wohl in einer zweifachen Richtung. Einmal ist er theologisch der, der die Stellung der Gottesmutter im Ganzen der Heilsordnung am klarsten und bündigsten formuliert hat. Zum andern ist er pastoraltheologisch der, der aus dieser theologischen Sicht die Konsequenz gezogen hat, die Christen zu einem Leben der Ganzhingabe an Maria anzuleiten. Hier berührt er sich deutlich mit Pater Kenterich und dem originellen Liebesbündnis, bei dem die Tiefendimension gelebter Marienweihe deutlich wird.

Jüngst hat Papst Johannes Paul II. in seiner Marienzyklika unter den vielen Zeugen und Meistern marianischer Spiritualität Grignon de Montfort als den hervorgehoben, „der den Christen die Weihe an Christus durch die Hände Marias als wirksames Mittel empfahl, um die Taufverpflichtungen treu zu leben. Mit Freuden stelle ich fest, daß es auch in unseren Tagen neue Zeichen dieser Spiritualität und Frömmigkeit gibt“ (Nr. 48).

Es wäre zu wünschen, daß das Buch bald auch in deutscher Sprache vorliegen würde.

*René Laurentin, Dieu seul est ma tendresse. Editions O. E. I. L., Paris 1984, 278 S., 42,- DM.*

Caecilia Bonn OSB

„LOBPREIS IN ZION. Maria als Zion des Neuen Bundes“ – unter diesem Titel sind 20 Betrachtungen zu Psalmversen und prophetischen Zion-Texten in einem Bändchen zusammengefaßt, das dank einer hervorragend wiedergegebenen Initiale mit dem Thema der pfingstlichen Geistsendung allein schon äußerlich Freude bereitet.

Erst recht kann man sich am Inhalt des Büchleins freuen. Die ungemein dichten biblischen Betrachtungen sind die reife Lebensfrucht des kenntnisreichen ehrfürchtig-gläubigen Umgangs eines Laien mit der Hl. Schrift und erfüllt von der nüchtern-verhaltenen Glut einer tiefen Liebe zu Christus und der, die ihn empfangen, ausgetragen und geboren hat: Maria.

Der Verfasser, früher Lehrer an sehr unterschiedlichen Schultypen, deckt einleuchtend und faszinierend zugleich am Beispiel des biblischen Zion-Jerusalem-Tempelmotivs die Mehrschichtigkeit im Bedeutungsgehalt der Hl. Schrift auf. Wie schon bei manchen frühchristlichen Interpreten kommt auf diese Weise die geheimnisvolle Verbindung zwischen den Zion-Texten des Alten Bundes und Maria in Sicht. Der durch Gottes Erwählung geheiligte Berg Zion, die Heilige Stadt, das Zelt seiner Herrlichkeit – alles will die Gegenwart Gottes, seine Einwohnung und einzigartige Nähe zum Ausdruck bringen und ist so Vorbild für Maria, „das Urbild des gotterfüllten Menschen“ (20), die „Wohnstatt des Höchsten“ (67). „Alles, was vom Zion lobend gesagt wird, gewinnt bei ihr tiefere Bedeutung, wird bei ihr erfüllte Prophetie“ (16). Lernen wir darum, „mit den Psalmensängern und Propheten, die Zions Lob mit... Freude sangen, Mariens Lob mit ebensolcher Freude zu singen. Wer Zion preist, preist Gott“ (71).

Das Büchlein zeigt auf neue, erfrischende Weise, daß Mariens Lob „noch nicht ausgesungen“ ist (52). Es kann mit Nachdruck allen empfohlen werden, die als Laien, Priester oder Ordenschristen für sich selbst oder ihre spirituelle Bildungsarbeit in Gemeinden, Ordensgemeinschaften (Noviziaten!) und Priesterseminaren nach einem neuen Zugang in die Welt der

Psalmen und nach biblischer Vertiefung der Marienfrömmigkeit suchen.

*Joseph Calaminus, Lobpreis in Zion. Maria als Zion des Neuen Bundes, Vallendar-Schönstatt (Patris) 1986, 104 S., 10,80 DM.*

Barbara Albrecht

WALLFAHRT FÜR DIE KIRCHE. Das kleine Bändchen erzählt die Entstehung eines neuen Wallfahrtsortes mit neuen Akzentsetzungen und neuer Vitalität aus den Trümmern eines alten. Maria Roggendorf in Niederösterreich ist durch die überraschende Ernennung seines langjährigen Wallfahrtsdirektors zum Erzbischof von Wien in der ganzen Welt bekannt geworden. 1967 fing die Geschichte an.

Msgr. Groer sagte damals zu den ersten Wallfahrern: „Unser Plan und Vorsatz ist, daß hier ein marianisches Zentrum werde, eine Stätte lebendiger, echter Marienverehrung, die ganz zu Jesus führt. Echte marianische Frömmigkeit soll im Mittelpunkt stehen, nicht die Sucht nach Erscheinungen und irgendwelchen Wundern.“ Im Laufe der Jahre hat in einer überraschenden Weise dieser unscheinbare Anfang Kreise gezogen. Jeden Monat am 13. kommen die Wallfahrer zum Gnadenort. „Vier große Anliegen sind es, die im Mittelpunkt der Maria Roggendorfer Gebets- und Opfergemeinschaft stehen sollen: Festigung im Glauben – Geistliche Berufe – Erneuerung der Kirche – Friede in der Welt.“ Meist wird ein Bischof der Weltkirche eingeladen, mit den Gläubigen die heilige Messe zu feiern und zu predigen. Besonders die Zunahme geistlicher Berufe hat den Sinn dafür geschärft, daß hier echte Erneuerung im Glauben geschieht. Msgr. Groer selbst trat mit neun jungen Männern in das Benediktinerstift Göttweig ein, das seitdem die Verantwortung für den Wallfahrtsort übernommen hat, ein Cistercienserrinnenkloster („Marienfeld“) konnte gegründet werden, das viele Berufe hat.

„Wallfahrt für die Kirche? Weil wir uns um Maria, die Mutter der Kirche, versammeln und sie in den großen Anliegen der Kirche anrufen: und weil wir dabei selbst ein Stück Kirche verwirklichen“ bekennt einer der regelmäßigen Wallfahrer. Man darf sich – gerade von Schönstatt aus – über diesen Neuaufbruch marianischen Lebens für die Kirche freuen.

*Augustinus Andre OSB, Wallfahrt für die Kirche, Salterrae Schriftenapostolat – Maria Roggendorf, 152 S.*

Günther M. Boll

HEILUNG DURCH LIEBE. Die Schönstattbewegung hat von ihrem Gründer her die Aufgabe, grundsätzlich dem Leben aller zu dienen, auch der Gesundung seelisch kranker und gequälter Menschen. Pater Kantenich selbst hat während seines langen priesterlichen Lebens ungezählt vielen leidenden Menschen geholfen, ihre seelischen Krankheiten (Neurosen) gelindert oder geheilt und ihnen zu einem sinnerfüllten Leben auch bei Kreuz und Leid jeglicher Art verholfen. Was er in seiner Praxis beobachtet und getan, hat er auch geistig aufgearbeitet und theoretisch gelehrt. In der Pädagogischen Tagung 1951 sprach er z. B. über die Möglichkeit, den Ausfall eines gesunden Vater- und Muttererlebnisses in späteren Jahren nachzuholen oder das jahrzehntelange Leiden an grausamen Kindeseindrücken von seiten liebloser Eltern später zu heilen. „Das alte Vaterbild muß in solchem Falle nicht nur theoretisch, sondern erlebnismäßig ausgelöscht werden. Wird das alte, kranke Vaterbild der Kinderzeit nicht ausgelöscht, kann das neue nicht herrschend und beherrschend das Herz erfüllen. Jahrzehntlang kann es dauern, bis diese Arbeit zum Abschluß gebracht ist . . . Wer deswegen Vater- und Mutterstelle vertreten darf, muß sich gefaßt machen auf lange, lange Sicht und auf ungezählt viele Krisen in dem neu angenommenen Kind.“ Hinter diesen Sätzen verbirgt sich eine ganze Methode eines heilenden und heiligenden Dienstes am leidenden Menschen.

Auf einem solchen Hintergrund darf man wohl dankbar sein, in dem Buch des bisher unbekanntenen Münchner Staatswissenschaftlers und Psychotherapeuten Wolfgang Ferchl einen Hammerschlag zu hören, der aufhorchen läßt. Die harte Sprache und die Ablehnung praktisch aller bekannten Schulen und Behandlungsmethoden läßt den Autor zunächst als krassen Außenseiter auf diesem Gebiet erscheinen. Wenn man aber einmal die zentralen Anliegen und Einsichten erfaßt hat, wird man spüren, daß er wirklich etwas zu sagen hat. Ferchl kommt aus eigenem Leiden und von einem ganz anderen Ausgangspunkt zu Einsichten und Erfahrungen, die denen Pater Kantenichs in vielem ähnlich sind. Sie sind frappierend einfach. Zwei wesentliche Einsichten seien hier wiedergegeben: Ferchl bestätigt, daß zur Hilfe und teilweisen Heilung seelisch Kranker keine übertrieben rationale Fachausbildung nötig ist; sie kann im Gegenteil oft hinderlich sein. „Zwar ist die Kenntnis der inneren Vorgänge

einer Gemütskrankheit der Weg, der zur Heilung führt, aber die heilende Kraft ist die Liebe, mit der wir den Kranken auf diesem Wege begleiten“ (S. 106). Dabei hängt alles von der Einsicht und den daraus gezogenen Konsequenzen ab, daß nicht der Erwachsene krank ist, sondern das Kind im Erwachsenen, das in seinen Kinderjahren seelisch verletzt wurde und daran ein Leben lang leidet. Es ist letztlich die tiefe, selbstlose Liebe zu diesem Kind im Erwachsenen, die heilt. Damit hängt ein Zweites zusammen: Ganz ähnlich wie bei Pater Kantenich werden die verheerenden Auswirkungen eines mechanistischen Denkens, Lebens und Lieben gesehen und geißelt. Man ist ständig in Versuchung, die harten Analysen Pater Kantenichs als übertrieben zu bewerten und seinen Frieden zu machen mit den Strömungen unserer Zeit. Auch über das Buch von Ferchl wird man das Urteil fällen, daß es die Tatsache und ihre Gründe übertreibt, weshalb von dem Heer seelisch kranker Menschen nur so erschreckend wenige wirkliche Heilung finden. Ferchl jedoch ist lauter und dabei unnach-sichtlich mit sich selbst. Über die Gründe seiner früheren therapeutischen Mißerfolge befragt er sich selbst und gesteht: „Immer, wenn ich das Bedürfnis des leidenden Kindes fühlte und die Regung meines Gemütes spürte, seinen Wunsch zu erfüllen, versteckte ich mich hinter kalter Psychologie . . .“ (S. 106). Heilung geschieht aber nur aus Liebe.

Wolfgang Ferchl, *Das Geheimnis der Neurosenheilung – Bericht eines Psychotherapeuten*, München (Hermann Ferchl Verlag) 1984, 379 S., 25,- DM (Auslieferung durch: Patris Verlag, Versandbuchhandlung).

Heinrich Hug

RUF NACH GRÖßERER MENSCHLICHKEIT. Das kleine Buch des bekannten Psychoanalytikers Bruno Bettelheim („Erziehung zum Überleben“, „Kinder brauchen Märchen“) ist in seiner Einfachheit die Frucht eines langen Forscherlebens. Bettelheim, der im Wien Freuds aufgewachsen ist und später in die USA emigrierte, hat seine wissenschaftlichen Einsichten und psychotherapeutischen Erfahrungen nacheinander in zwei Sprachen sich erworben. Im vorliegenden Buch will er einige wesentliche Erkenntnisse vermitteln, die aus dieser Transposition resultieren. Es geht ihm, kurz gesagt, darum, gegenüber einer sehr mangelhaften Übersetzung der Freudschen Werke zentrale Anliegen Freuds zu retten, die

bei der Übertragung in einen anderen geistigen Kontext verloren gegangen sind. Im Kern ist es eine wesentliche Dimension, um die es ihm zu tun ist: „zu zeigen, wie zutiefst menschlich Freud war, daß er ein Humanist im besten Sinne des Wortes gewesen ist. Sein wichtigstes Anliegen war das innerste Wesen des Menschen . . ., die Seele“ (S. 11). Bei seiner Ernennung zum Direktor der Schule für seelisch gestörte Kinder an der Universität Chicago spürte er, daß seine Mitarbeiter zwar „ihren Freud gründlich gelesen“ hatten, dieses Wissen ihnen aber für die Heilung der Kinder nur wenig hilfreich war – „oft war es sogar hinderlich“. „Es war ein logisch durchdachtes, aber gefühlsmäßig distanzierendes Verständnis. Gebrauchte wurde emotionale Nähe, die auf einem unmittelbaren mitfühlenden Erfassen aller Seiten der kindlichen Seele gründete“ (S. 15). Es wurde ihm klar, daß sie eine wesentliche Seite der Freudschen Lehre nicht erfaßt hatten und daß das auch mit der Übersetzung zusammenhing. Er zeigt das sehr einleuchtend an verschiedenen Sachbereichen. So, wenn „Seele“ und „seelisch“ durchgehend mit „mind“ und „mental“ wiedergegeben wird: „Was nach Freud das Wesen des Menschen ausmacht . . ., die Seele des Menschen, haben die Übersetzer ganz dem Ich, dem denkenden und urteilenden Teil des Menschen, zugewiesen“ (S. 89). Es ist deutlich, daß hier ein einseitiger Rationalismus am Werk ist, der die Tiefenschichten der Seele nicht genügend wertet. Etwas ähnliches ist zu konstatieren im Zusammenhang mit der Übersetzung des Werkes „Das Unbehagen in der Kultur“. Für Freud ist das Unbehagen „die unausweichliche Begleiterscheinung jener Sublimierungen . . ., die notwendig sind, um ein kultiviertes Dasein zu erlangen.“ Bettelheim zeigt an der verfehlten Übersetzung (discontent), daß hier eine narzißtische Unterströmung am Werk ist, die alles Unbehagen ausschließen möchte im Interesse eines ungestörten Glücks für alle. Das „steht in direktem Gegensatz zu Freuds Überzeugung, daß ein gutes Leben . . . darin besteht, daß man in der Lage ist, nicht sich selbst, sondern andere wahrhaft zu lieben, und daß man in der Lage ist, sinnvolle und befriedigende Arbeit zu finden, die positive Ergebnisse auch für andere haben wird“ (S. 116 f.). Das sind nur zwei Beispiele, das Buch enthält eine Reihe weiterer.

Freud nannte Amerika einmal „einen gigantischen Irrtum“. Bettelheim meint, daß die Wurzeln dieses Irrtums der Materialismus und

die Bindung an den technologischen Fortschritt seien, die sich auf psychologischem Gebiet u. a. im Behaviourismus einen Ausdruck geschaffen haben, der sich „konzentriert auf das, was von außen gesehen, was objektiv von einem unbeteiligten Beobachter erforscht, was wiederholt und numerischen Werten zugeordnet werden kann“ (S. 123). So kann er zum Urteil kommen: „Die amerikanische Psychologie ist ganz Analyse geworden – bis zur vollständigen Vernachlässigung der Psyche oder der Seele“ (S. 31).

Zwei Fragestellungen drängen sich auf, wenn man dieses engagierte Plädoyer für eine humane Psychologie auf sich wirken läßt. Einmal: ob nicht diese Charakterisierung der amerikanischen Psychologie auf weite Strecken auch für die europäische gilt? Ob sich hier nicht, jenseits regionaler Besonderheiten, menschheitliche Trends zeigen, die zutiefst jede humane Kultur bedrohen? Und zweitens erhebt sich die Frage, inwieweit bei Freud tatsächlich der von Bettelheim so stark hervorgehobene humanistische Zug der beherrschende war. Er deutet selbst an einer Stelle an (S. 44), daß es bei Freud durchaus auch positivistische und mechanistische Tendenzen eines einseitig naturwissenschaftlich geprägten Weltbildes gibt. Man kann sich also nur freuen, daß sich innerhalb der psychoanalytischen Schule eine so klar artikulierte humanistische Strömung zu Wort meldet. Wir möchten wünschen, daß sie mithilft, die Psychoanalyse zu dem zu machen, „was sie ihrem tiefsten und wichtigsten Sinne nach ist: ein Ruf nach größerer Menschlichkeit und ein Weg, dahin zu gelangen“. Im Maße sie das wird, können wir ihr auch von einem christlichen Standpunkt aus die Hand reichen.

*Bruno Bettelheim, Freud und die Seele des Menschen, Deutscher Taschenbuchverlag (dtv 150265), München 1986, 127 S., 7,80 DM.*

Günther M. Boll

**GOTT IN ALLEN DINGEN FINDEN?** Das im christlichen Abendland viel bedachte Problem des Verhältnisses von Gott und Welt, von Erstsache und Zweitsache geht Gisbert Greshake in seiner Freiburger Antrittsvorlesung mit einem Neuanfang an. Veranlaßt ist das Aufgreifen dieser alten Fragestellung durch die Umweltprobleme, durch den technischen Umgang mit der Welt, der nicht nur Probleme löst, sondern auch viele neue Probleme schafft und die Schöpfungstheorie gegenwärtig herausfordert wie nie zuvor.

Zu lange sahen die Menschen die Welt nur als Herrschaftsobjekt und nicht als „Sakrament Gottes, der sich in ihr suchen und finden läßt“. (Vielleicht müßte noch ergänzt werden: Gott läßt sich in dieser Welt auch anbeten, in der Anbetung seiner Größe, die in der Welt entdeckt wird, wie in der Anbetung seines Willens, den er in der Ordnung und in der Lenkung der Welt kundgibt.) Neu an Greshakes Ansatz sind die verwendeten Analogien. Während herkömmlich instrumentale Bilder und Vergleiche verwendet wurden (Werkmeister und Werkzeug, Künstler und Kunstwerk), nimmt Greshake seine Paradigmata von der Phänomenologie menschlicher Freiheit: 1. Der Leib ist Symbol des Menschen, ist Ausdruck der Freiheit und der Weg zur Begegnung mit seiner Person. Dabei lassen sich Liebe, Treue, Verlässlichkeit, die sich leibhaftig ausdrücken, nicht einfach feststellen; es bedarf der freien Anerkennung, des Wagnisses des Sichverlassens, des vertrauenden Glaubens. 2. Der Mensch drückt sich aus durch die freie Wahl seiner Freunde. Das Tun der Freunde ist Ausdruck des Wir-Verhältnisses, stellt somit die Intention des Wählenden in ihrer Leibhaftigkeit dar. Freilich wird diese Vermittlung der Innerlichkeit des Wählenden nur im Maße des Freundseins der Freunde gelingen.

Unter Verwendung dieser symbolontologischen „Grammatik“ kann die Schöpfung als „Ausdruck Gottes“, als Symbol seiner Macht und Herrlichkeit und Verheißung seines Heils angesprochen werden. Im Anblick der Schöpfung kann der Mensch die Innerlichkeit Gottes erfahren, dessen Selbstgabe empfangen, d. h. seiner Liebe, Sorge und Zuwendung inne werden. In theologische Sprechweise gewendet heißt das: Die Welt ist „Sakrament Gottes“. Dabei ist wiederum nicht so sehr die instrumentale Sicht der Sakramente als vielmehr der personalistische Verstehenshorizont zu verwenden.

Es liegt wohl an der vorrangig von der Umweltkrise bestimmten Perspektive, daß Greshake das Freunde-Analogon kaum anwendet. Gerade dieses aber könnte den Blick schärfen für das Suchen und Finden Gottes in der Person und im Handeln des Mitmenschen (traditionell: in den *causae secundae liberae*) und eine christliche Gehorsamslehre verständnisverweckend explizieren. Außerdem erlaubt dieses Analogon konsequent die Einfügung der in Exkurs III nachgetragenen Problematik von der zerstörerischen und zerstörten Natur. Das

Nichtgelungene, die Abfallprodukte der Entwicklung, der „Spielraum für die Entfaltung“ sind dann Vor-Spiel der Frei-Setzung der Freunde Gottes, wie auch Folge des Mißbrauchs der geschenkten Freiheit, innere Konsequenzen der Aufkündigung der Freundschaft (einschließlich der Freundschaft, die den gefallenen Engeln gegeben war).

Die symbolontologische Sicht der Welt verlangt, wie Greshake ausführt, eine neue Pädagogik des Sehens und Hörens, des Suchens nach den Spuren des Wirkens Gottes in der Welt. Diese muß lehren, das durch Maschinen und Massenanfertigung unpersönliche Produkt zu „durch-schauen“ auf den Geber alles Guten hin, und sie muß helfen, die Konsumhaltung zu überwinden, die sich nur unterhalten lassen will, aber nicht die Innerlichkeit des Gesprächspartners sucht. Dazu sind Schweigenkönnen, verbunden mit Hörbereitschaft notwendig. Sicherlich aber auch ein (vom machthungrigen Zugriff und habgieriger Nutzenrechnung) reines Herz.

Einige Teile des anspruchsvollen und sehr bedenkenswerten Büchleins gehen auf einen Vortrag zurück, den der Verf. auf dem Internationalen Theologischen Symposium „Integration“ am 27. 9. 1985 in Schönstatt unter dem Thema „Zur Integration von Gottesglaube und Welterfahrung“ gehalten hat.

*Gisbert Greshake, Gott in allen Dingen finden. Schöpfung und Gotteserfahrung. Freiburg (Herder) 1986, 94 S., 12,- DM.*

Hermann Gedemer

„LEBEN IN DEINEM LICHT. Wege zum meditativen Gebet.“ Schon das ansprechende Äußere des so betitelten Büchleins: ein besonders gelungenes Foto der aufgehenden Sonne hinter dem Heiligtum auf Berg Sion/Schönstatt, eröffnet einen solchen Weg.

Der Verfasser, P. Vinzenz Henkes von den Schönstätter Anbetungspatres, möchte die Leser einladen, sich bewußt mit Pater Kentenich auf den Weg des Betens zu begeben. Auf diesem Weg geht es darum, den „Gott des Lebens und der Geschichte“ zu suchen und das „Wirken Gottes im persönlichen Leben und Weltgeschehen“ in den Blick zu bekommen. Das aber ist nur möglich, wenn der Mensch von heute wieder lernt, sich selbst mit seinen Gaben, Schwächen und Grenzen, aber auch den eigenen Alltag und nicht zuletzt das Zeitgeschehen insgesamt in das Licht Gottes zu rücken, um so seinem Plan und Wirken auf die Spur zu kom-

men. Wenn das ahnungsweise gelingt (und das vorliegende Büchlein gibt dazu viele praktische Hilfen), dann dürfte nicht nur die weithin vergessene Wahrheit wieder bewußt werden, daß Vorsehungsglaube und meditatives Gebet zusammengehören „wie die zwei Seiten einer Münze“ (so P. Boll in seinem Vorwort); es könnte auch geschehen, daß die heute so verschüttete Gotteserfahrung für manche wieder zu einer konkreten Wahrheit und Erfahrung und also aus bloßen Lesern auch wieder Beter werden. Das ist das hohe Anliegen dieses kleinen Werkes.

Die 25 praktischen Übungen sind eine Gebetsschule: in einfachen Schritten echte Einübung ins meditative Beten, manchmal sogar, noch behutsamer, nur Vorbereitung solcher Einübung, bei der der Reflexion viel Raum gegeben wird.

Auf eine kleine Zeichnung folgen jeweils Worte von Pater Kentenich zu den Themen der einzelnen Übungen. Der „Schüler“ lernt die Anliegen und Wegweisungen dieses großen geistlichen Lehrers kennen, die Pater Henkes anschließend interpretiert. Auf die Erklärung dessen, was meditatives Gebet überhaupt ist, folgen Übungen, in denen der „Schüler“ etwas von der Bedeutung dieser Gebetsform erfährt. Ihm wird das innere Auge geöffnet für den Weg zur meditativen Bewältigung der Zeitproblematik; er wird auf den Weg geschickt zu sich selbst und den anderen.

Er lernt meditierend die Grundlagen seines Gebetsweges kennen und lieben: den Gott seines Lebens, sein eigenes neues Leben in Gott, die Einheit von Schöpfer und Schöpfung. Intensiv wird insbesondere die Methode der einzelnen Gebetsschritte eingeübt: das Nachprüfen und Nachkosten des vergangenen, das Vor-

prüfen und Vorkosten des kommenden Tages. Schließlich geht es um eine Einführung in Aspekte des Wachsens und Reifens auf dem Weg des meditativen Gebetes bis hin zum Gebet der Einfachheit. Eine sehr dichte kleine Betrachtung „Meditieren lernen an der Hand Mariens“ beschließt das Büchlein.

Damit die Einheit gewonnen wird von religiösem Wissen, Leben und Lieben, folgen auf die Texte von Pater Kentenich und deren Interpretation jeweils in Fülle Anregungen „für die Praxis“. Sie wollen dem Leser helfen, anhand von konkreten Fragen und Aufgaben mehr und mehr der Transparenz seiner Welt auf Gott hin ansichtig zu werden: in Familie, Gemeinde, Beruf und Arbeitswelt, in der geschöpflichen Umwelt und im Inneren der eigenen Seele. Wer die Wandlung seiner selbst zum betenden Christenmenschen wirklich will, wird überrascht und froh sein über die innere Einheit zwischen der Gebetsschule Pater Kentenichs und Texten des Neuen Testaments, zumal Worten des Herrn, die den Abschluß einer jeden Übung bilden.

„Leben in deinem Licht“ ist kein Buch zum raschen Durchlesen. Es fordert besinnlich-verweilende Aufnahme; es ist Anspruch, der in die Tiefe geht und dazu verlockt, die aufgezeigten Wege ins meditative Gebet konsequent zu beschreiten. Das Büchlein kann deshalb allen empfohlen werden, denen die Wiedergewinnung der organischen Einheit von Gebet und Leben für sich persönlich und ggf. für die anvertrauten jungen und alten Menschen ein Herzensanliegen ist.

*Vinzenz Henkes, Leben in deinem Licht. Wege zum meditativen Gebet. Vallendar-Schönstatt (Patris Verlag) 1985, 206 S., 18,80 DM.*

Barbara Albrecht

GÜNTHER M. BOLL, geboren 1931 in Frankfurt/Main, Mitglied der Leitung der Schönstattpatres; u. a. in der theologischen und spirituellen Priesterbildung auf internationaler Ebene tätig.

HELMUT MÜLLER, geboren 1952 in Bubach/Saar, Promotion bei Prof. Löw in München mit einer Arbeit über „Adolf Portmanns Auffassung vom Menschen“.

GERHARD BAUER, geboren 1941 in Vagen/Krs. Bad Aibling. Mehrjährige Tätigkeit als Leiter des „Katholischen Informationsdienstes für pastorale Fragen in Europa“ (SIPECA) in Brüssel und Strasbourg. 1980 bis 1986 Rektor im Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Seit 1. 1. 1987 Sekretär der Diözesansynode Augsburg (1990). Mitglied im Priesterzweig der Focolaribewegung.

BARBARA ALBRECHT, geboren 1927 in Bremen. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Leiterin des Seminars für Seelsorgehilfe in Bottrop/Münster seit 1973 Referentin für theol.-spirituelle Erwachsenenbildung im Bistum Osnabrück.